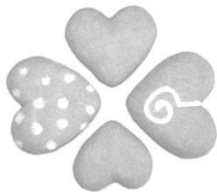


Hurra, die Lichtfilzlinge kommen!

Der Weg der Puppen, Band 1 – Julianne Becker, Idar-Oberstein, 2018, Auflage 3.0



Texte: © Copyright by Julianne Becker 2008/2010/2018
Umschlag: © Copyright by Julianne Becker 2008 / 2010 / 2018
Verlag: Julianne Becker, Beryllstraße 18 D-55743 Idar-Oberstein, Germany



Text Umschlagrückseite

Die Lichtfilzlinge sind einfach zum Verlieben. Wer bisher dachte, Tierfiguren gehören ins Kinderzimmer und Püppchen sitzen einfach nur nett herum, wird rasch eines Besseren belehrt, denn diese neuen Filzgeschöpfe besitzen so einige erstaunlichen Talente. Eine unterhaltsame autobiografische Reise mit vielen kraftvollen Ideen zum Ausprobieren.

Leseprobe, die ersten dreißig Seiten

Vorwort

Als ich die folgenden und wirklich erstaunlichen Erlebnisse mit meinen Lichtfilzlingen für dieses Buch zusammentrug, steckte ich noch mitten in der intensivsten spirituellen Phase meines Lebens, während alle ernüchternden Erklärungsversuche dazu noch in den Kinderschuhen steckten. Heute sehe ich mich eher als eine post-spirituelle Realistin oder als eine Befreiungspraktikerin. Und damit meine ich die Befreiung von allen Dogmen.

Dieses Buch beschreibt die Zeit von 2003 bis 2008 und damit mein intensives persönliches Ringen um existentielle Fragen in einer unterhaltsamen, persönlichen Weise. Es schildert auch die Fallstricke jeder religiösen Vorstellung und wie sie uns in immer neue Sackgassen führt. Gleichzeitig dokumentiere ich an vielen Beispielen meine kreativ-handwerkliche Herangehensweise und wie es mir gelingt, filzend mit meinem Unterbewusstsein ins Gespräch zu kommen und dabei allerhand aus dem Hut zu zaubern.

Meine Fragen waren: Was mache ich da eigentlich, wenn ich filze? Wer oder was inspiriert mich dazu? Wer oder was ist Gott? Und wer bin ich? Was bin ich? Und was ist meine Lebensaufgabe?

Damals gingen meine Eindrücke und Erzählungen noch wild durcheinander, nie konnte ich bei einem Thema bleiben, immer fiel mir noch etwas anderes dazu ein, und es dauerte lange, bis mir klar wurde, dass ich mitschreiben sollte, denn gerade meine scheinbar absurdesten Gedankensprünge enthielten oft das größte Potential.

Mit meinen Freunden sprach ich viel über meine geliebten Filzfiguren, über die große Leidenschaft zum Filzen, meine Lieblingsbücher und Fernsehserien und dabei flossen bewegende Träume ebenso ein wie Erkenntnisse und Erfahrungen aus meinen Lieblingsthemen Konfliktlösung, Lernen, Verhalten, Spiritualität und Bewusstsein. Und während ich allmählich meine eigenen, originären Realitätsmodelle entwickelte, hörten sie mir zu und stellten Fragen.

Wenn meine Tochter am Wochenende aus dem Internat nach Hause kam und ich ihr die neuesten verrückten Erlebnisse mit den Lichtfilzlingen erzählte, lachten wir beide darüber, dass mir das bestimmt keiner glauben würde. Schließlich sagte sie: "Mama, du musst diese Geschichten aufschreiben, sonst vergisst du sie wieder." Und so kam es, dass ich anfing, die Anekdoten zu sammeln. Über zwei Jahre habe ich dann an der richtigen Aufeinanderfolge gebastelt und so entstanden gleich drei Bücher:

Hurra, die Lichtfilzlinge kommen!

Licht am Ende vom Filz

Die Weltsicht einer Puppenmacherin

Nichts in diesen Büchern wird zufällig erzählt. Vieles, was im ersten Band nur nebenbei Erwähnung findet, reift in den nächsten zu einer zentralen Idee und führt zu tiefgreifenden positiven Veränderungen in meinem Leben. Alles taucht irgendwann wieder auf und hilft mir, mich selbst, Gott und die Welt immer tiefer zu verstehen.



Komm mit und folge der magischen Spur der Lichtfilzlinge. Lass dich überraschen, unterhalten und inspirieren. Und erfahre, was ganzheitlich wirklich bedeutet:

Alles hat mit allem zu tun, in jedem Augenblick. Alles hat eine Bedeutung, die sich manchmal erst nach Jahren erschließt. Und alles ist am Ende eins.

Jeder Mensch folgt seiner eigenen individuellen Fährte so wie Alice dem Kaninchen ins Wunderland. Und wenn es in diesen Büchern schon keinen verrückten Hutmacher gibt, so werden die Leser sicher bald merken: Eine verrückte Puppenmacherin tut es auch.

Viel Vergnügen!

Julianne Becker

Idar-Oberstein, im September 2018

[Prolog: Das göttliche Roulette](#)

Eh-Yh-Ra war schon ein sehr ungewöhnlicher Name für eine Deutsche und es hatte mich auch nicht sonderlich begeistert, zu erfahren, dass ich so heiße. Es geschah in einer Winternacht im Jahre 2003, kurz nach meinem 50. Geburtstag, zu dem ich mir ein kleines Theater gemietet und über fünfzig Freunde und Verwandte eingeladen hatte. Gemeinsam wurde ein buntes Bühnenprogramm gestaltet, zu dem ich

drei eigene Puppenspiele beitrug. Alles verlief so, wie ich es mir von ganzem Herzen gewünscht hatte. Und dass es mir tatsächlich gelungen war, mich selbst mit einem Puppentheater inklusive wohlgesonnenem Publikum zu beschenken, wenn auch nur für eine Nacht, bildete die Krönung all meiner bisherigen Geburtstage, und ich ahnte noch nicht, dass es sich auch um einen Abschied handelte, einen Abschied von meinem alten Leben und meinem alten Ich. Statt Geschenken bat ich meine Gratulanten für eine Schule in Palästina zu spenden, die sich für den Frieden engagierte. Ich versprach, dass das Geld in voller Höhe dort ankommen würde, denn ich kannte den Schulleiter persönlich. An meiner eigenen Schule engagierte ich mich neben der Klassenleitung und dem Mathematikunterricht vor allem in der Streitschlichtung und hatte sogar ein Training zur Friedenserziehung entwickelt – natürlich auch ein Puppenspiel. Nichts in dieser klaren Winternacht deutete darauf hin, dass etwas Ungewöhnliches in mein Leben treten würde, und doch, das tat es.

Ich wachte abrupt auf und fand mich, noch halb träumend, in ein Selbstgespräch vertieft. „Ich heiße Eh-Yh-Ra,“ sagte ich zu mir selbst, ich wusste es einfach. Und der Name ging noch weiter, sozusagen mit zwei Nachnamen, die mir schon besser zusagten, weil sie irgendwie viel wichtiger und erhabener klangen, und ich erklärte mir die Bedeutung dieser Namen innerlich gleich auch noch selbst. Doch dann rief ich plötzlich laut und sehr ärgerlich: „So ein Quatsch, ich heiße doch nicht so!“ - Jetzt war ich wohl erst richtig wach und merkte, dass da zwei Ichs in meinem Kopf sprachen.

Ich hatte zwar nach all den Jahren, die ich mit Meditationsübungen verbrachte, die Hoffnung nie aufgegeben, auch mir würde einmal gesagt, wie mein Seelenname sei, aber diesen konnte ich nun auf gar keinen Fall akzeptieren. „Das ist doch Blödsinn,“ sagte das eine Ich in mir ärgerlich zum anderen, immer noch halb verschlafen. „Verarschen kann ich mich auch selbst!“ Man muss mir hier zu Gute halten, dass ich in diesem Zustand noch nicht sehr kontrolliert in meiner Wortwahl war, bei meinen Schülern hätte ich diesen vulgären Kraftausdruck niemals geduldet. Ich war sauer.

„Eh-Yh-Ra“ hieß nämlich ganz einfach und banal mein Geburtsort, genau so wurde der im dortigen Dialekt ausgesprochen! Es war also alles andere als ein hochspiritueller und besonderer Name. Doch das eine Ich in meinem Kopf bestand darauf, dies sei mein Name und die Essenz meines Wesens. „Warum passiert so etwas immer nur mir!“ schimpfte ich. Warum konnte bei mir nicht endlich einmal alles glatt und schön und vor allem vorzeigbar verlaufen? Zu dumm. Kein Mensch würde mir glauben, dass das mein Seelenname sei, alle würden mich auslachen, von wegen ehrenvoll oder fast heilig! Und ich wäre doch so gerne ein wenig heiliger gewesen. Man wollte sich wohl sogar bei den Engeln über mich lustig machen. Der liebe Leser stelle sich vor, er wache auf und wüsste, er hieße Mäh-eenz (Mainz)! Nichts gegen Mäh-eenz, ich liebe diese Stadt und habe dort etliche Jahre gelebt, aber so heißen, wie die Menschen das dort im Dialekt aussprachen, wollten die Leser doch bestimmt auch nicht, oder?

Doch dann konnte ich es mir selbst so akzeptabel erklären, dass ich verstand. Und dafür muss man wissen: „Eh-Yh-Ra“ wurde zweisilbig ausgesprochen wie „E-Ra“, dabei wurde ein sehr kurzes „j“ an das „e“ angehängt und flüssig zum „r“ hingezogen, also ungefähr wie e-j-ra, aber ganz ohne dass es zu einem „ei“ verrutschte, denn das wäre komplett falsch. In der deutschen Sprache schien es nahezu unmöglich, diesen Namen ordentlich und phonetisch genau auszusprechen, es sei denn, man war wie ich in dem kleinen Stadtteil Idar (von Idar-Oberstein) mit etwa fünftausend Einwohnern geboren. Meine Seele hatte sich daher entschieden, genau dort geboren zu werden, damit ich später einmal meinen Namen richtig aussprechen könne. Weiter erfuhr ich von mir selbst, diesem zweiten Ich in meinem Kopf, dass diese Phonetik keltischen Ursprungs sei und in deren Sprache einfach so viel wie „Zuhause, Heim“ bedeute. Und ein Gefühl sagte mir, dass das stimmte. Ich hatte mir angewöhnt, zu fühlen, ob etwas stimmen könnte. Und nannten nicht die Iren, diese ehemaligen Kelten, ihre ganze Heimatinsel „Eire“? Das wurde doch fast genauso ausgesprochen. Schließlich akzeptierte ich meinen Namen und schlief wieder ein. Und in Folge dachte ich auch über das Phänomen, zwei Ichs im Kopf gehört zu haben, nicht weiter nach, ich war viel zu beschäftigt.

Ich lebte damals in Berlin, einem wunderbaren Schmelztiegel der Kulturen und Weltanschauungen. Ich liebte die Stadt und die Menschen und fand für mein seit einigen Jahren erwachtes spirituelle Interesse

vielfältige Anregungen. Eigentlich hätte ich mich über meinen Seelennamen freuen müssen, denn sein Erhalt bedeutete traditionell ein neues Leben in tiefer Spiritualität, und das wünschte ich mir seit langem. Schon in meiner Jugend hatte ich nach Gott gesucht und als junge Erwachsene die Bibel sogar zweimal ganz gelesen, was ich allerdings nur als ziemlich anstrengend in Erinnerung behielt. Als ich Gott dort nicht fand, vermutete ich schließlich, dass die ursprüngliche Essenz der Lehren Jesu in der Weite der kirchlichen Hierarchien verloren gegangen sein mussten. Und erst nach vielen Jahren als Atheistin und getrieben durch Krankheit und schmerzhaft menschliche Enttäuschungen nahm ich meine Suche wieder auf.

Seit Jahren schon litt ich an heftigen Depressionen, lebensgefährlichen Nahrungsmittelallergien und Asthma. Hinzu kamen Anfänge von Rheuma und Arthritis, und mein erhebliches Übergewicht verschlimmerte außerdem einen Hüftschaden, der durch eine einseitige Abnutzung entstanden war. Ich suchte Hilfe bei Medizinern und alternativen Heilkundigen, bei Psychologen, Neurologen und spirituellen Lehrern. Nach einer Scheidung im zarten Alter von Dreißig fand ich zudem nie wieder einen Partner und war neben dem Beruf als Lehrerin vollauf damit beschäftigt, mich als alleinerziehende Mutter durchs Leben zu schlagen.

In einer Zeit, wo ich in allen Lebensbereichen von Konflikten geradezu überrollt wurde, wandte ich mich das erste Mal wieder an Gott und rief ziemlich verzweifelt: „Hilf mir! Es muss doch möglich sein, in einem Streit anders miteinander umzugehen und sich nicht gegenseitig so zu verletzen! Und ich will es lernen!“

Prompt kam ein halbes Jahr später die Antwort in Form eines international arbeitenden Konfliktlösungs-Spezialisten vorbei, der sich zusätzlich als ein wunderbarer spiritueller Lehrer herausstellte. Na ja, ich hatte schon ein wenig in Zeitungen suchen müssen und hundert Kilometer fahren, und umsonst war es natürlich auch nicht. Jedenfalls tauchte ich nun ganz ein in dieses neue Feld der Konfliktforschung und ließ mich selbstverständlich auch schon zu einer Zeit in Mediation ausbilden, als noch keiner in meiner Umgebung von dieser Konfliktlösungstechnik gehört hatte. Und nebenher engagierte ich mich im internationalen Netzwerk meines Lehrers, denn ich brannte immer an beiden Enden. Das konnte nicht gut gehen, aber ich konnte auch nicht anders.

So brach ich das erste Mal zusammen und war über ein Jahr lang nicht mehr arbeitsfähig. In meinem Ehrgeiz zur Selbstheilung ging ich danach mit gewohnter Gründlichkeit vor, machte so den ganzen normalen und alternativen Therapiekatalog durch und natürlich ließ ich mich auch in der von mir favorisierten Atemtherapie ausbilden. Das Leben gab mir weitere sieben Jahre bis zum zweiten, und diesmal dem endgültigen Zusammenbruch. Ich spielte das Göttliche Roulette, und der große Groupier im Himmel rief:

„Rien ne vas plus! Die Einsätze sind gemacht, jetzt rollt die Kugel...“

Nun war Ruhe. Endlich. Und nach Jahren, die ich wie in einem Hamsterrad gelaufen war, stand nun alles still.

Aus dem Hamsterrad gefallen

Ich hatte meine Freundin Carmen um Hilfe gebeten, denn ich fühlte mich diesmal außerstande, die Zeugnisse für meine Klasse selbst zu schreiben, auch wenn das natürlich wie jedes Jahr von mir erwartet wurde. Sie kannte meine Schüler gut, ich hatte Carmen als Referendarin betreut, und so lernten wir uns auch kennen. Bis vor kurzem hatten wir manchmal sogar gemeinsam unterrichtet. Wir ähnelten uns ein wenig, allerdings mit einer ganzen Generation Unterschied, und verstanden uns daher gut. Seit sie vor ein paar Wochen ihre Prüfung mit Bravour bestanden hatte, war sie arbeitslos. Meine Klasse ging sie also eigentlich nichts mehr an. Dennoch saß sie an diesem Sonntagmorgen hilfsbereit am Computer, während ihr Mann mit den Kindern losgezogen war, und bewältigte spielend die Eintragungen in eine Maske. Es war die gleiche Maske für Zeugnisformulare, die mich selbst vorher schier in die

Verzweiflung getrieben hatte. Bereits vor Tagen hatten wir sehr lange an den verbalen Beurteilungen gesessen, nun ging es nur noch um die formal korrekte Eingabe aller Daten und den Ausdruck auf Papier, und wegen der Gültigkeit als Urkunde durfte man da keine Fehler machen, selbst Leerzeichen und Striche mussten pedantisch sitzen. Carmen hatte mir den bequemsten Sessel herangeholt und arbeitete emsig. Plötzlich drehte sie sich zu mir um und sagte besorgt:

„Du bist vollkommen erschöpft! Du solltest nicht bis zu den Ferien warten. Melde dich morgen krank.“

Ich protestierte: „Aber ich fühle mich doch überhaupt nicht anders als sonst auch! Ich bin doch nicht krank! Ich huste nicht, ich hinke nicht und mir tut auch nichts weh. Ich kann doch nur einfach nicht mehr. Ich bin einfach nur unendlich müde...“

Damit meinte ich nicht nur die Schule, sondern einfach alles, mein ganzes Leben. Und als sei ein innerer Damm gebrochen, traten Tränen in meine Augen, dann Bäche und schließlich Sturzfluten, bei denen selbst ganze Taschentuchpäckchen nicht mehr nachkamen. Carmen musste in ihre Vorratskammer stürzen, um mich mit Nachschub zu versorgen. Ich heulte und heulte, während ich außerdem Carmen noch unter Tränen weiter anfeuerte, sich um mich überhaupt nicht zu kümmern und stattdessen die Zeugnisse zu Ende zu schreiben, denn damit würde es mir sicher bald besser gehen.

Seit langem schon fühlte ich mich morgens beim Aufwachen bereits genauso erschöpft wie am Tag zuvor beim Zubettgehen, das war wirklich nichts Neues. Dann konnte ich doch auch noch die paar Tage bis zu den großen Ferien so weiter machen, die anderthalb Wochen gingen dann auch noch rum. Erst fiel mir die Arbeit nur an ein bis zwei Tagen pro Woche schwer und die anderen Tage beschenkten mich umso reicher mit Anerkennung und Zufriedenheit, denn mein Job machte mir ausgerechnet jetzt auch noch so viel Spaß, wie nie zuvor. Bald aber waren es drei Tage die Woche, dann vier, schließlich gab es kaum noch Tage mit Freude. Alles strengte mich nur noch an. Und ein Gedanke wurde so langsam zur fixen Idee: „Ich kann nicht mehr, und ich will auch nicht mehr.“

Carmen hatte die Zeugnisaktion glücklich beendet und der Drucker ratterte los. Nun unterbrach sie meine wehleidig-versunkene Selbstbetrachtung und schaute mir in die verquollenen Augen.

„Also, pass auf: Du gehst morgen nicht zur Schule. Du rufst an und meldest dich krank. Die Zeugnisse bringe ich für dich vorbei. Dann muss eben ein anderer mit den Kids den Ausflug machen und der Rest kann auch mal ausfallen oder vertreten werden.“

Ich nickte ergeben, eigentlich hatte sie ja recht. Ich fühlte mich nur viel zu schwach um überhaupt noch irgendetwas zu entscheiden. Ich war nämlich längst und vor allem entscheidungsunfähig und wusste es nicht.

Carmen fuhr fort: „Ich kenne dich. Selbst wenn wir beide das nun zusammen vernünftig entscheiden, wirst du morgen früh einfach weiter machen, weil du dich nicht krank fühlst. Und dann fallen dir die Kinder ein und die tausend Dinge, die du noch mit ihnen erledigen willst. Die du ihnen versprochen und mit ihnen geplant hast. Wir machen das anders.“

Sie holte ein Blatt Papier und schrieb darauf mit großen Buchstaben:

„Ich kann nicht in die Schule gehen und ich melde mich krank. Carmen hat das bestätigt und ich habe es ihr versprochen.“

Den Zettel sollte ich auf meinen Küchentisch kleben, morgens dann gleich die Schule anrufen, zum Arzt gehen und mich danach hinlegen. Ich unterschrieb die Zeugnisse, wir umarmten uns zum Abschied und sie wünschte mir noch gute Besserung und schöne Ferien. Es sollten lange Ferien werden.

Am nächsten Morgen war ich tatsächlich versucht weiter zu machen. Den Zettel auf dem Tisch ignorierte ich erst einmal, zog mich an, packte meine Sachen und ging los. Ich kam nur bis zur nächsten Ecke, dann kehrte ich verwirrt und unsicher um, ging zurück, setzte mich in die Küche, las den Zettel wieder und immer wieder.

„Ich kann nicht in die Schule gehen und ich melde mich krank. Carmen hat das bestätigt und ich habe es ihr versprochen.“

„So ein Käse,“ dachte ich dann wieder, und mir fielen meine gut geplanten Stunden ein, die Kinder und die Kollegen, auf die ich mich ja auch freute. Ich machte mich also erneut auf, um dann doch an der nächsten Kreuzung wieder umzukehren. Schließlich blieb ich einfach am Tisch sitzen und betrachtete das Blatt Papier. Daneben hatte ich mir abends das Telefon schon bereitgelegt. Ich rief in der Schule an, sagte meine Sätze, nahm die guten Wünsche der verständnisvollen Sekretärin entgegen und legte auf. Nun brachte ich ganz mechanisch den Arztbesuch hinter mich, legte die Krankschreibung gefaltet in den sorgsam vorbereiteten frankierten Briefumschlag, warf ihn in den Briefkasten und legte mich nieder. Ruhe. Endlich. Mit der Aussicht auf mehr als sieben freie Wochen bis zum nächsten Schuljahr.

So verging der Montag, und das war zufällig auch noch genau der Tag, an dem die Bauarbeiter frühmorgens eine Mörtelmischmaschine vor meinem Fenster aufbauten und sofort lautstark in Betrieb setzten. Ich wohnte damals im Souterrain und musste nun ausgerechnet in einer Baustelle meine Genesung vorantreiben. Und das auch noch als Staub-Allergiker, lüften konnte ich nur noch nachts. Aber ich war längst zu schwach für jeden Protest oder vernünftigen Gedanken und stopfte meine Ohren in die Kissen, um das laute Rumpeln nicht zu hören. Meine Wohnung stand bereits voller Umzugskisten und kaum etwas befand sich noch an seinem alten Platz, denn eigentlich war für den Beginn der Ferien mein Umzug geplant, um genau dieser Haussanierung zu entkommen, die mich nun nervlich an den Rand des Wahnsinns trieb. Meine Krankschreibung kam also viel zu früh und völlig ungelegen. Doch mittlerweile war mir selbst mein Umzug egal. Es dauerte ein paar Tage, bis die Vermieterin auf die Idee kam, dass die Maschine eine Zumutung für mich sei, ich hörte sie schimpfen. Zu der Zeit hatten die Bauarbeiter die Kellerverschläge in der anderen Haushälfte bereits beseitigt und zogen mitsamt Mörtelmixer in den dortigen Keller ein. Nun lag die Baustelle meiner Wohnung gegenüber und es rumpelte und dröhnte vom Flur. Ich lag derweil bei geschlossenem Fenster in meinem finsternen Verlies und wurde immer schwächer. Ich spürte kaum noch Hunger oder Durst und fiel in einen geistigen Dämmerzustand, aus dem ich nur ab und zu auftauchte, wenn sich körperliche Bedürfnisse meldeten.

„Ich kann nicht mehr, ich will nicht mehr...“ Ich wollte nur noch eines: Ruhe. Frieden.

„Ich sterbe!“ dachte ich irgendwann und es berührte mich nicht. Ich wollte dieses Leben nicht mehr, das seit langem nur noch aus Arbeit bestand. Ich wollte nur noch meinen Frieden finden. Mein Leben war voller Brüche und Enttäuschungen gewesen, und die wenigsten meiner Träume hatten sich auch nur annähernd erfüllt. Nur meine Kinder, die hatte ich beide aus ganzem Herzen gewollt und bekommen. Aber die lebten längst ihr eigenes Leben. Nein, keiner würde mich wirklich vermissen. Ich konnte gehen. Ich versank wieder im Dämmer. Ein Geräusch der Bauarbeiter riss mich erneut aus meinem Nebelreich. Nun wurde ich mir vage bewusst, dass ich ganz flach atmete. Ich war einer Ohnmacht nahe. Ich sterbe... Einverstanden, dachte ich noch und versank erneut im Nebel.

„Nein!“ schrie es plötzlich in mir und mein zweites Ich aus jener Nacht drang durch die Schleier meines Dämmerns bis in mein Bewusstsein. „Ich will leben!“ platzte es aus mir heraus und zwang meinen völlig erschöpften Körper zu tiefen Yoga-Atemzügen. Es dauerte trotz großer Kraftanstrengung dann noch sehr lange, bis ich wieder soweit bei Kräften war, herum zu kriechen und nach dem Telefon zu suchen. Ich wollte einen Arzt rufen. Aber in diesem Durcheinander bestand so gut wie keine Chance, den Hörer oder die Basisstation zu finden, ich gab wieder auf. In meinem wirren Geist kam ich nicht auf die Idee, mir von meinen Nachbarn helfen zu lassen, es gab nur noch einen Gedanken in meinem Kopf:

„Ich muss sofort zum Arzt, sonst sterbe ich.“

Die fünfhundert Meter bis zu meiner Hausärztin bewältigte ich irgendwie, ich taumelte, lehnte mich an Zäune und versuchte das helle Tageslicht möglichst zu meiden. Wie ein Penner muss ich ausgesehen haben, ungewaschen und natürlich noch in den Kleidern von Montag, die hatte ich seit vier Tagen nicht gewechselt. Nur Geldbörse und Schlüssel nahm ich mit, und das mehr aus einem vertrauten Reflex heraus.

Ich kämpfte mich langsam die Stufen hoch zu der Praxis im ersten Stock, sank auf die kleine Bank im Empfang und erhielt auch sogleich Hilfe. Die Ärztin fragte mich, wann ich das letzte Mal etwas getrunken hätte, und ich wusste es nicht mehr. Sie stabilisierte meinen Kreislauf mit einer Spritze, hängte mich an einen Tropf mit Nährlösung und empfahl mir dringlich die sofortige Einweisung in die psychiatrische Notfallstation des Universitätsklinikums. Burn-Out... Und bis man sich dort um mich kümmern könne, würde ich am besten schlafen, weil mein Körper sonst hyperventilierte. Ich war mit allem einverstanden. Sie rief den Notfallwagen, und das letzte, an das ich mich erinnern kann, war, dass sie mich mit ihrer Spritze einschläferte.

Einige Monate später

Mein Umzug fand ganz ohne mich statt, meine Kinder und einige gute Freunde übernahmen alles, gott sei Dank. Meine Habseligkeiten wurden im großen Keller des neuen Vermieters gestapelt, denn die Wohnung war noch nicht frei, meine Freundin Sonja als Vormieterin musste das Schuljahr ja auch erst noch zu Ende bringen. Eine Woche lang war ich in der Klinik umsorgt worden, dann entließ man mich mit der Begründung, man könne mir nicht mehr helfen, ich sei austherapiert. Da nahmen mich meine Eltern bei sich auf und kümmerten sich rührend um mich, ich verbrachte mehrere Wochen bei ihnen in Westdeutschland. Dann fuhr ich zurück nach Berlin, campete erst einmal auf meiner Matratze in der leeren Wohnung und holte mir nach und nach den Hausrat aus dem Keller, ich hatte ja Zeit.

Immer noch fühlte ich mich erschöpft und bleischwer. Nichts ging mehr, außer rumliegen, essen, seltener lesen oder Musik hören und manchmal ein wenig rumbasteln. Je einfacher und monotoner die Arbeit, umso besser. Ich verstand nun auch, warum Tütenkleben eine sinnvolle Tätigkeit in der Psychiatrie sein konnte. Und ich hörte für lange Zeit auf, etwas zu wissen, zu können, zu müssen, zu wollen und für irgendetwas oder irgendwen verantwortlich zu sein. Ich hatte keine Kontrolle mehr über mein Leben. Absolut keine. Ich lebte von einem Moment zum anderen, vergaß im nächsten Augenblick schon, dass mir gerade etwas weh getan hatte und wusste nicht, ob ich meine Strümpfe demnächst selbst anziehen könnte. Ich ließ alles einfach auf mich zu kommen. Dachte ich an meinen Körper, tat mir meistens etwas weh. So konnte ich lange Zeit keine Treppen steigen oder spazieren, dachte ich aber nicht daran, war ich gut gelaunt. Und das passierte im Sommer des gleichen Jahres, in dem ich meinen Namen erfuhr.

Mühsam schleppte ich mich wie die sieben Jahre zuvor zur Psychoanalyse und manchmal zum Hausarzt, aber eigentlich war das jedes Mal so anstrengend, dass ich lieber zu Hause blieb. Allerdings hatte sich auch etwas Entscheidendes in mir verändert: Im Gegensatz zu meinem ersten Zusammenbruch, der mich in eine lange dunkle Nacht der depressiven Sinnlosigkeit geworfen hatte, aus der ich nur mühsam wieder heraus klettern konnte, war ich nun zwar körperlich ein Wrack, aber es ging mir psychisch blendend, was ich meinen Freunden gegenüber so formulierte:

„In mir scheint die Sonne, aber ich habe irgendwie keine Ahnung, was ich mit meinem Körper anfangen soll und ob er überlebt.“

Früher hatte ich Bücher gelesen über ein Weiterleben nach dem Tod und hatte dies von da an auch für mich selbst in Betracht gezogen, aber nun wusste ich es mit Sicherheit, dass ich weiterleben würde, so dass es egal war, ob ich gehen würde (sterben) oder bleiben. Meine Angst vor dem Tod war wie weggeblasen. Und so verging ein Jahr.

Mein körperlicher Zustand hatte sich nur ungenügend verbessert, mein Erinnerungsvermögen war schwankend, ich hatte oft Probleme, ein Wort zu finden und jedes auszufüllende Formular machte mich ziemlich nervös und ließ mich am Ende manchmal ganz scheitern. Aber ich hatte auch eine unendliche Geduld mit mir selbst entwickelt und passte mich meinen Schwächen so an, dass es einer Wetteransage gleichkam, mehr nicht. Dann sagte ich zum Beispiel:

„Stell dir vor, heute konnte ich alleine die Treppe hoch zum Müllcontainer laufen.“

Und ich sagte das so begeistert, als hätte ich davon erzählt, dass es draußen gerade in dicken Flocken schneite.

Oder: „Stell dir vor, heute habe ich wieder Fußgelenke, meine Füße sehen aus wie Füße!“

Und im Gegensatz dazu an anderen Tagen: „Heute nutze ich die Weite meiner Schuhe mal so richtig aus!“

So kam es, dass man mir auch von offizieller Seite klarstellte, dass der Schuldienst keine Verwendung mehr für mich haben würde. Das letzte Dokument vor meiner Versetzung in den Ruhestand wegen Berufsunfähigkeit war eine Dankesurkunde zum 25-jährigen Dienstjubiläum.

Die Freude über das Dokument feierte ich mit meiner Freundin Barbara in einem Miniurlaub auf dem Bauernhof. Zu der Zeit konnte ich gerade den rechten Arm schon vier Wochen nicht heben, nur ein kleines Stück unter Schmerzen. Ein Osteopath konnte auch nicht helfen, ermutigte mich aber, über die Schmerzgrenze hinweg zu trainieren. Ich sei vielleicht einfach nur eingerostet, hatte er noch halb im Scherz gesagt. Und so zog ich dann mehrmals täglich meine Hand in der Schlinge an einem Seil hoch ins Gebälk, das Fachwerk war geradezu ideal dafür. Ich hatte eben immer was zu tun. Und der Urlaub neigte sich schon dem Ende zu, als der Bauer – oder sollen wir sagen – das Schicksal - vorbeikam, und alle Gäste fragte, ob jemand die frisch geschorene Wolle seiner beiden Schafe geschenkt haben wollte. Ich wusste augenblicklich, dass ich gemeint war und rief: „Ja, ich!“

Denn meine Lebenserfahrung hatte mich gelehrt, dass es lange dauern konnte, bis das Schicksal erneut an die Tür klopfte. Und so kam es, dass ich am Ende unseres Urlaubs mit einem Kofferraum voller Schafschur und einem konkreten Verdacht nach Hause fuhr. Veränderungen zum Guten waren nämlich meist mit der Puppenmacherei in mein Leben gekommen. Sollte man also auch aus Wolle Puppen machen können? Mir schwebten da nicht die mir bekannten Figuren der Waldorfschulen oder die genähten Lenzi-Filzpuppen vor, sondern – eigentlich wusste ich nicht so recht, was, eben etwas Neues. Wahrscheinlich ging es aber um Filz. Zuhause angekommen, und trotz völliger Erschöpfung von der Reise, setzte ich mich gleich an den Computer, ging ins Internet und gab die Worte „Puppen, Filz“ in die Suchmaschine ein. Erst staunte ich nur mit großen Augen, dann war ich absolut begeistert: Das war es. Ja, das wollte ich machen!

Die Entdeckung von Filz

Zu Beginn meiner Karriere als Handarbeitslehrerin hatte ich in zusätzlichen Kursen Wolle färben, spinnen und weben gelernt, nur um das Filzen machte ich immer einen großen Bogen, ich dachte dann gleich an Filzpantoffel oder Hüte und nicht an Puppen. Dabei hatte ich zeitweise eine Macke mit Hüten entwickelt und trug abwechselnd einen von 26 aus meiner Sammlung. Nun erfuhr ich, dass es zwei Grundtechniken gab, das Nassfilzen und das Nadelfilzen, aber mittlerweile explodierten die Ideen der Filz-Kreativ-Szene und es entwickelten sich viele abgeleitete Verfahren, wie ich im Internet herausgefunden hatte. Und eine Dame machte daraus Puppen, die waren einfach grandios! Das wollte ich auch können, so gut wollte ich sein. Sobald es mir wieder auch nur etwas besser ging, suchte ich leider gleich nach dem nächsten Hamsterrad!

Aber mein Körper machte mir diesmal sofort die Grenzen klar, der hatte sich offensichtlich entschieden, dass er sich vor meinem Ehrgeiz schützen musste. Nun, trotz der Handicaps besuchte ich unter höchster Anstrengung, denn man musste stehen, drei Einführungskurse: Eine Fläche nass filzen, Schmuck nass filzen und ein Tuch in Nunofilztechnik. Ich kaufte mir Bücher und eine kleine Erstausrüstung und beschloss, als nächstes ganz einzutauchen in die Nassfilz-Sauerei mit meiner eigenen Wolle im Gartenhäuschen einer Freundin auf einer Lichtung mitten im Wald. Ich wollte die Wolle fühlen, erleben und mit allen Sinnen begreifen. Und mein Verrücktsein zeigte sich zuerst vor allem darin, dass ich regelrecht vergaß, dass ich doch überhaupt nicht mehr so wie früher konnte. Und es gab dort nicht einmal Handyempfang!

Ich liebte es einfach an der frischen Luft zu sein, mit Wald, Wiese und Wassergraben in der Nähe und mir selber Feuer zu machen. Ich wollte mich möglichst ganz alleine auf meine neue Puppenmacherei konzentrieren, also so wenig Kontakt zu anderen Menschen wie möglich. Und von Symptomen ließ ich mich sowieso nicht lange Bange machen, ich hatte mir in all den Therapien und Anwendungen klar gemacht, dass mein Körper kein Auto war, das man reparieren musste, sondern ein lebender Organismus, der sich selbst heilen wollte, wenn ich nur in die Selbstregulation so wenig wie möglich eingriff. Ich suchte gerne nach Ursachen und Erklärungsmodellen, um ihn darin zu unterstützen, denn wenn man Licht machte unterm Bett, war das Gespenst ja bekanntlich weg, das lag an meinem Hang zu den Naturwissenschaften. Und bei Kopfweh nahm ich einfach eine Tablette, wie alle anderen auch, denn natürlich bin ich keine Heldin und jede Regel hat bekanntlich Ausnahmen.

Die Kraftplätze meiner Heimat hatten mich immer schon besonders stark angezogen, das waren wunderschöne Plätze, wo ich innerlich ganz leer werden konnte und wo meine Probleme einfach verblassten. Allerdings hatte ich auch herausgefunden, dass der Daueraufenthalt in solchen Umgebungen mich absolut unkreativ und lasch werden ließ, da brachten mich die großen Städte ganz anders in Schwung, sie schienen mir irgendwie die Ideenküchen der Menschheit zu sein. Dort wurde man durch die vielen Impulse innerlich sozusagen gargekocht. Man saß förmlich auf einem heißen Spot. Ich fühlte mich darin bestätigt, als ich feststellte, dass die meisten bekannten Künstler einige Zeit nacheinander in mehreren Weltstädten verbracht hatten und erst später eventuell aufs Land zogen, aber dann hatten sie schon ihren unverkennbar eigenen Stil gefunden.

So kam ich zu der Theorie, dass in den großen Metropolen Energie und damit auch Kreativität für jeden verfügbar geradezu aus dem Boden sprudelte und an den Kraftplätzen wieder eingesogen wurde, weil dort die energetischen Feldlinien wieder in die Erde eintraten, ich stellte mir das so ähnlich vor wie bei den Magnetfeldern der Erde. Wenn mir die kraftvolle Großstadt zu viel wurde, brauchte ich die Natur, um die Überdosis an Quirligkeit wieder abzugeben. Und gingen mir die Ideen aus und mein Leben plätscherte einfach so vor sich hin, musste ich zurück in die Großstadt. Mein ganzes Leben verbrachte ich in diesem Hin und Her, einem Spannungsverhältnis, das mich wachhielt und wachsen ließ, was meine Mutter zu dem nicht ganz ernst gemeinten Vorschlag inspiriert hatte, doch einfach ganz in einen Zigeunerwagen einzuziehen, dann ginge das doch viel leichter. Ich selbst zumindest brauchte beides, es kam aber auch auf die Lebensphasen an, in denen ich mich gerade befand.

Dieses Tal mit Hütte war ein solcher Kraftplatz. Sicherlich gab es auch komfortablere Orte, aber ich war gerade in diesen Ort auch ziemlich verliebt. Wenn sich der schmale Waldweg zu der Lichtung weitete und auf einer winzigen Anhöhe das kleine Häuschen in Sicht kam, ging mir immer das Herz weit auf und ich konnte ganz tief durchatmen. Was war ich doch für ein Glückspilz! Das Haus stand direkt vor dem Wald und hatte zur Sonne hin eine kleine Terrasse. Die Innenausstattung stammte noch aus der Zeit von Ullas Großvater. Den alten Ofen und die große Sitzecke mochte ich besonders, und ich war glücklich über die außerordentliche Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft meiner Freundin, die mir dieses Experiment erst ermöglichte – und mir alles, was ich brauchte, bei ihren täglichen Besuchen herbeischaffte. Wir beide teilten die Faszination für dieses winzige Wiesental mit Hütte.

Am Anfang zog der Ofen nicht richtig, das Ofenrohr saß nicht mehr fest in der Wand. Provisorisch schaffte ich es trotzdem zu heizen, denn es war ausgerechnet auch noch ein sehr verregneter und kühler Sommer. Ich besorgte mir eine große Plane für die Überdachung meiner Draußen-Filzwerkstatt und große Plastikwannen. Nun konnte es losgehen mit dem Filzen; heißes Wasser, Folien, Wolle, eine Automatte aus Gummi mit Riffeln, Schaumstoffplatte und Filznadeln lagen bereit. Ich holte die Wolle aus dem Kofferraum. Sie kam direkt von den Schafen, man roch es und sie war grob verunreinigt durch Kot und Gräser, ein Geruch, den ich für die nächsten Wochen auch selber annahm. Die Regenschauer machte ich mir zunutze, um in den Planen, die sich über den Seilen ausbeulten, Wasser zu sammeln, und das entleerte ich dann in die großen Kübel, lange bevor ich mit Ulla die alte Quelle wiederfand. Die Wolle musste mehrmals gewaschen und die größten Verunreinigungen mit der Hand entfernt werden. Bei einem Kofferraum von Wolle dauerte das eine ganze Weile. Daneben meditiere ich, war rundherum glücklich und tauchte ganz ein in die Erfahrung. Ich spürte, dass alles um mich herum lebendig war, es

wuchs, flirtete und schwirrte, das Bio tob(p)te, wie ich das gerne augenzwinkernd nannte. Gott war eigentlich in allem, dachte ich. Und ich fühlte mich eins mit der ganzen Schöpfung.

Manchmal nahm ich mein Schreibzeug und schrieb Fragen auf an meinen imaginären „alten Freund von der Venus“ (so begrüßte der mich die erste Zeit immer), der Sanat Kumara hieß. Und der antwortete mir in meinen Gedanken, was ich dann niederschrieb. Seit meinem ersten Nervenzusammenbruch begleitete Sanat Kumara mich durchs Leben. Eine Dame, die Seelenverbindungen sah und Lebensberatung machte, stellte mir damals Sanat Kumara als meinen Meister vor. Ich wusste mit der Information erst einmal nicht viel anzufangen, aber das, was mir dieser Meister über die Dame mitteilen ließ, berührte mich zutiefst.

Einige Jahre später lernte ich dann selbst mit ihm zu kommunizieren. Ich ließ mir eine Weile Zeit, ihn kennen zu lernen, und was immer er auf meine Fragen antwortete, ich spürte deutlich, dass er mich wirklich gut kannte und besser verstand, als jeder andere Mensch meiner Umgebung, und das war doch erstaunlich. Mittlerweile war er mir ein liebevoller väterlicher Freund geworden. Nie versuchte er mich in irgendeine Richtung zu drängen, so wie die meisten Ratgebenden aus meinem Freundeskreis oder ich selbst leider noch viel öfter. Nie wollte er verehrt werden, immer sprach er von Ebenbürtigkeit, die ich nur vergessen hätte, wie jeder, der hier geboren wurde. Er blieb achtsam und respektvoll gegenüber meinen Prozessen, ließ mich machen, ohne mich jemals zu bewerten oder zu verurteilen, und antwortete mir immer sehr weise auf meine Fragen. Ich spürte seine tiefe Liebe zu mir und begann diese bald zu erwidern. Nur, wo es in meinem Leben hingehen würde, dazu sagte er nach diesen ersten Hinweisen bei der Dame nie mehr etwas, ganz gleich, wie raffiniert ich versuchte, etwas aus ihm heraus zu locken. Er gab nur Kommentare, Impulse und Antworten auf Fragen. Es ging in unserer Lehrer-Schüler-Beziehung nicht um Zukunft. Er wollte, dass ich selbst bewusst entdeckend lerne, und das war mir auch am allerliebsten. Er war ein guter Lehrer und ich konnte das beurteilen. Zu der Filzpuppenmacherei befragt, ließ er sich nur entlocken, dass ich darauf achten sollte, womit ich mich verbinde. Damals verstand ich das als einen wohlmeinenden Hinweis, das Meditieren nicht zu vergessen.

Die Beziehung zu einem nicht real anwesenden Mann war übrigens nicht verrückt, denn ich hatte in den Memoiren des großen Psychoanalytikers C. G. Jung gefunden, dass der sich fast sein ganzes Leben lang mit einem imaginären Freund unterhielt. Und bei C. G. Jung handelte es sich schließlich um eine Autorität in Sachen Psyche. Das war also normal, auch wenn es nur wenige wussten und es vielleicht auch nicht so häufig vorkam.

Wenn das Wetter es zuließ, ging ich spazieren, in dieser Umgebung ging es mir nämlich körperlich rapide besser. Ich spürte förmlich, wie das städtische Leben davon floss und dieser Ort mich mit Kraft auffüllte. Eine kostenlose Kur der Elemente sozusagen, denn ich war auch geprägt von der Zeit meiner Hexenforschungen. Im Denken der älteren Naturreligionen standen die Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde sehr im Mittelpunkt, allerdings auch beim heiligen Franz von Assisi, wie ich später erstaunt feststellen sollte.

Mister Perfekt

Auf meinen täglichen Ausflügen durch die verwinkelten Täler machte ich mir Gedanken über einen Partner. Ich war nicht freiwillig alleine, es hatte sich einfach so ergeben. Mir fehlte ein Mann an meine Seite. Und wenn es mir schlecht ging, wurde mir das immer besonders schmerzlich bewusst. Ich steigerte mich hinein und stellte mir schließlich vor, Mister Perfekt käme einfach den Waldweg entlang. Jeder Zufall war möglich, warum nicht dieser und jetzt? Vor allem jetzt, denn meine Geduld war erschöpft, ich lebte schon so lange alleine. Ich wollte ihn! Ich wollte endlich einen Partner!

Manchmal zogen einzelne Wanderer oder kleine Grüppchen in einiger Entfernung am Waldrand vorbei, ich grüßte freundlich. Ein älterer Herr sprach mich schließlich an, nachdem er schon mehrmals vorbeispaziert war. Er staunte, dass ich alleine im Wald lebte – und das machte ihn neugierig. Ich

erzählte ihm von meinen Filzexperimenten und dem Problem mit dem Ofen. Er half mir sofort und der Ofen zog danach prima.

Mittlerweile war ein Großteil der Wolle gewaschen und hing zum Trocknen auf Schnüren unter den Bäumen. Ich begann mit dem Nadelfilzen. Ich musste es mir selbst beibringen, nur die Anleitung einer Bastelpackung stand mir zur Verfügung. Der Bastelbär wurde ganz ordentlich und ich schenkte ihn meiner Freundin. Der erste Nassfilzversuch ging allerdings daneben, es entstand ein Gesicht mit Knollennase und schiefen Gesichtszügen. Ich befestigte die Maske an einem Baum. Als Ulla nachfragte, behauptete ich, das sei der Schutzgeist für die Werkstatt. Aber ich sagte das nur so daher und dachte mir nichts dabei. Noch gründlicher scheiterte ich mit dem Versuch einen Tierkörper nass zu filzen. Da gab ich gefrustet auf und griff erneut zur Nadel. Unter meinen Händen entstand eine kleine Frau, während ich weiter in meinen Partnerträumen schwelgte. Für die Puppe brauchte ich einige Tage, es wollte alles nicht so recht gelingen. Ich filzte ihr ein feuerfarbenes Kleid direkt auf den Körper und gab ihr langes blondes Haar. Das Gesicht klappte nicht, besonders schön war sie nicht, ich musste doch die Nase rümpfen. Dennoch, als Erstversuch konnte ich leidlich zufrieden sein. Meiner ersten Filzpuppe gab ich den Namen „Feuerfrau“.



Die Puppe war das Gegenteil von mir, nämlich schlank und blond. „Feuerfrau“ bedeutete, dass diese Frau so attraktiv war, dass sie einen Mann auf sich aufmerksam machen und an sich binden konnte. Viele Jahre vorher hatte ich meine Erfahrungen so ausgewertet, dass mir genau das fehlte und ich deshalb alleine sei: Ich konnte entweder den richtigen Mann nicht anziehen oder ihn nicht binden.

„Du brauchst mich nicht wirklich,“ hatte einer schon fast vorwurfsvoll beim Abschied gesagt, als die erste Verliebtheit sich gelegt hatte und die Beziehung eigentlich hätte beginnen können.

Und meistens gab es dann eine andere oder sie tauchte mit Sicherheit gleich auf, und die brauchte ihn viel mehr. Nun sollte es mir endlich gelingen, nicht nur einen Partner zu finden, nein, der sollte auch noch bleiben! Ohne weiter darüber nachzudenken, was ich da herum fantasierte und ob das auch meinen jetzigen Einsichten entsprach, filzte ich munter weiter, denn die Puppe war noch so locker und lose. „Feuerfrau“ stand auch für das Gegenteil meiner psychischen und körperlichen Trägheit, in der ich mit dem massigen Körper so dahinlebte, während ich früher ausgesprochen gerne tanzen ging oder schwimmen oder spazieren. Aber je schwerer mein Körper geworden war, umso lustloser fühlte ich mich auch, und der Nervenzusammenbruch hatte mich ja dann fast ganz stillgelegt.

Irgendwann tauchte der hilfsbereite ältere Herr wieder am Rande der Lichtung auf, diesmal wurde er von einem zweiten begleitet. Und sie kamen gezielt auf mich zu. Ich freute mich über diese Abwechslung und bot ihnen Stühle an, arbeitete dann aber an der Filzpuppe weiter. In der folgenden Unterhaltung, die freundlich und nett eine ganze Weile so dahinplätscherte, wurde mir dann ganz langsam klar, dass mein Ofenreparateur mich mit dem anderen Mann verkuppeln wollte. Das schmeichelte mir erst einmal und ich ließ die Unterhaltung belustigt weiterlaufen. Ich musterte seinen Begleiter. Dieser Partnerkandidat, ein Ex-Matrose, schien durchaus sympathisch und im Gegensatz zum

Älteren war er alleinstehend, auch Frührentner und in etwa gleich alt, aber sonst passte auch nichts zwischen ihm und mir. Nein, der nun wirklich nicht, der lebte doch in einem völlig anderen Bewusstsein! Und in mir dämmerte es: Jetzt war also wirklich ein Mann den Waldweg dahergekommen, auf Brautschau, und auch noch gezielt zu mir. Ja, er wurde sogar von einem Nachbarn gebracht, damit er mich auch ja nicht im Wald verfehlte.

Eigentlich entwickelte sich das ganze Gespräch von Seiten der Männer auch so gezielt abtastend und neugierig, als sei ihr Besuch die Antwort auf eine Annonce in der Zeitung. Das konnte doch wohl nicht wahr sein! Ich hätte annehmen können, dass es Zufall sei, dass die beiden Männer in einer Angelegenheit vorbeikamen, die ich mir vorher puppenmachend erträumt hatte. Aber wie wahrscheinlich war das mitten auf einer Lichtung im Wald und in einiger Distanz zum vorbeiführenden einsamen Waldweg? Und dann verhielten sich die beiden auch in aller Selbstverständlichkeit noch ganz konkret so, als wäre ihr Besuch die Antwort auf meine Anzeige zur Partnersuche. Es war allzu offensichtlich, zumindest sehr wahrscheinlich, dass mein Filzen der Feuerfrau und meine Träumereien sich vermischt hatten und damit die beiden Männer gerufen wurden.

Unerklärlicherweise wurde ich genau bei dieser Erkenntnis von Übelkeit geradezu überwältigt. Ich fühlte mich schmutzig und meine Gedärme drehten sich förmlich um. Über meine Gedanken legte sich ein wirrer Schleier und ich konnte mich nicht darüber freuen, obwohl ich mir das doch genauso ausgemalt hatte. Gleichzeitig verließen mich die Kräfte und es gelang mir nur noch unter größter Anstrengung mich aufrecht zu halten. So bemühte ich mich höflich, die beiden schnellstens loszuwerden, ohne sie zu kränken, aber dennoch mit großer Klarheit, damit sie sich keine weiteren Hoffnungen machen würden. Als die Männer wieder von dem Waldweg verschluckt wurden, ging es mir kaum besser, die Übelkeit blieb und nun machte ich mir selbst zusätzlich noch Vorwürfe und verurteilte mich maßlos überzogen wegen meiner Dummheit, darin war ich besonders gut. Mein innerer Zensor fiel geradezu über mich her. Ekel und Übelkeit, die neben dem Gefühl von braunem Schmutz in Schüben immer wieder in mir hochstiegen, verschlimmerten meinen Zustand weiter. Ich erklärte es mir damit, dass ich wohl einen großen Fehler gemacht hatte. Was hatte ich falsch gemacht? Durfte ich nicht mehr träumen?

Lange lag ich heulend und sehr beschämt in meiner Hängematte, dann rief ich meinen Freund Sanat Kumara um Hilfe und bat ihn um einen Kommentar zu meinen Vermutungen. Seine Strenge trug ein Übriges zu meiner elenden Verfassung bei, so hatte ich ihn noch nie erlebt. Er blieb wortkarg und kühl und sagte nur mehrmals betont langsam und eindringlich:

„Eh-Yh-Ra, schau, womit du dich verbindest!“

Da gab es etwas sehr Wichtiges, was ich offenbar noch nicht verstanden hatte. Konnte ich denn wirklich die Macht haben, einen Partner herbeizurufen? So ein Quatsch! Oder doch? Und warum wurde mir dabei so unglaublich übel? War ich etwa verantwortlich für das, was ich dachte und konnten meine Gedanken etwas bewirken? Es sah fast so aus. Oder lag es an den Gefühlen? Denn ich hatte mich ja auch ganz schön emotional hinein gesteigert in meine Träumerei. War dann womöglich nicht einfach alles in meinem Leben einem unabwendbaren Schicksal überlassen, das über mich hereinbrach, konnte man Schicksal beeinflussen? Und zwar auf ganz andere Arten, als ich bisher angenommen hatte? Denn schließlich ging ich doch davon aus, dass man eine Kontaktanzeige konkret handelnd und zahlend in einer Zeitung oder im Internet veröffentlichen müsste.

Und zuerst hatte ich mich ja auch einfach ungläubig über den Besuch amüsiert, aber dann reagierte mein Körper mit so viel Übelkeit, woher kam das denn? Wenn ich mein Glück zwingen wollte, war das doch Manipulation, oder? Vielleicht wurde mir deshalb so schlecht? Oder auch nur, weil ich so dumm war und mir nicht das wirklich brauchbar Richtige und Gute für mich wünschen konnte? Aber ich hätte ja auch im Leben nicht gedacht, dass meine Gedanken und Gefühle Einfluss auf mein Schicksal nehmen könnten! Und das konnten sie bisher doch auch nicht, oder? Ich hatte doch einfach nur gefilzt und ging

spazieren, da war doch nichts dabei. Und wusste ich überhaupt, was ich brauchte und wie mein Partner sein sollte?

So wie dieser Mann, der ja nun tatsächlich den Waldweg entlang zu meiner Hütte fand, jedenfalls auf gar keinen Fall. Und mir fielen Szenen ein aus meinem Lieblingsbuch „Die Nebel von Avalon“, wo Igraine zauberte, indem sie sich durchs Weben in eine Trance versetzte. Igraine konnte dabei hellsehen und ihren Liebsten sogar vor einem Komplott warnen. War das Filzen nicht genau so eine monotone Tätigkeit und konnte ich das nun auch? Gab es so etwas wirklich und konnte ausgerechnet ich das?

Ich versuchte mich erst einmal zu beruhigen, ging spazieren und ordnete meine Gedanken und Gefühle. Ich wollte verstehen! Wieder zurück in der Hütte nahm ich mein Schreibzeug und bat Sanat Kumara erneut um einen Kommentar zu meinen Vermutungen.

Und er bestätigte mir, ich hätte tatsächlich diesen Mann gerufen, und die Erfahrung selbst sei das Ergebnis einer Mischung aus Trieben, Ängsten, Manipulationen und Bedürfnissen. Und diese Erfahrung würde genau meine Gedanken und Gefühle während des Filzens widerspiegeln. Ich blieb vor allem an dem Wort Manipulation hängen. Ich musste zugeben, dass ich früher schon ab und zu gerne mit den Gefühlen der Männer gespielt hatte und es genoss, dass diese mich begehrt. Vor allem an Fasching. Das war schließlich einfach nur harmloses Flirten! Ich hatte ein wenig Macht über sie besessen, zumindest jenseits ihres Verstandes über die Triebe, und jede Menge Spaß damit.

Nun fiel mir ein, was ich über andere Kulturen gelesen hatte: Gab es einen realistischen Hintergrund für Liebeszauber? Bislang hatte ich das als Irrtum von Naturreligionen abgetan und ziemlich überheblich belächelt, denn ich war immer ein rationaler Verstandesmensch gewesen. Ging das vielleicht wirklich? Und was noch wichtiger war: Konnte ich das, ausgerechnet ich? Und durfte ich das? Wollte ich das? Denn ich hatte mir auf meinem Weg geschworen, meine Macht nicht – nie mehr – zu missbrauchen. Zumindest hatte ich mich so entschieden, nachdem ich mich in den letzten Jahren wieder an mehrere Situationen in diesem und in anderen Leben erinnern konnte, wo ich heftig manipuliert und meine Macht ganz schön zu meinen Gunsten und auf Kosten anderer genutzt hatte und dann erkennen musste, dass genau diese Handlungen die Ursache waren für bestimmte extrem gravierenden Probleme in meinem jetzigen Leben. Letztendlich hatte ich mir damit immer nur selbst geschadet! Immer! Und das wollte ich nie wieder. Keine Manipulation mehr, keinen Machtmissbrauch.

Die Feuerfrau war eine Flirtfrau, das erkannte ich nun. OK. So wollte ich nicht sein. Ich musste mir meine Attraktivität nicht mehr beweisen. Und dann hatte meine Art zu leben, meine Ess-Sucht und der Zahn der Zeit ein Übriges getan. Um diese Art von Manipulation musste ich mir keine Gedanken mehr machen. Das hatte sich erledigt, ein Blick in den Spiegel genügte.

War mein Aussehen dann eine Strafe Gottes für die viele Flirterei? Quatsch, Gott war Liebe. Denn wenn ich tief durchatmete, ganz bei mir selbst war und meinen Blick durch das sonnige Tal schweifen ließ, fühlte ich mich gleich eins mit ihm, und spürte genau, dass Gott mich liebte, ja ich hatte manchmal sogar das Gefühl, dass er besser für mich sorgte, als ich das selber konnte.

„...wenn du dich nur nicht immer einmischen würdest,“ setzte mein zweites, mein neues Ich plötzlich diesen Gedanken fort, und dieses Ich meldete sich eigentlich nur selten.

Waren es immer nur meine eigenen Wünsche, Vorstellungen und Bedingungen ans Leben gewesen, die Komplikationen hervorriefen oder meine Wahrnehmung so trübten, dass ich das nicht schon früher bemerkt hatte? Oder weil ich nicht schon früher aufs Filzen gekommen war? Hinderte ich mich selbst am Glücklichen? Wäre dieser Partner dann schon längst da, und ich hatte das mit meiner eigenen Gedanken-Verknöterei nur verhindert? Ich war einigermaßen durcheinander.

Oder war es einfach mein Schicksal, alleine zu bleiben, und ich sollte mich endlich damit abfinden, das gab es bei älteren Damen ja oft. Denn schon alleine die unterschiedliche statistische Lebenserwartung von Männern und Frauen sorgte doch dafür, dass mit jedem Lebensjahr der gleichaltrige

Frauenüberschuss größer wurde, außerdem verteilten sich viele Männer dann auch noch um auf jüngere Frauen.

Sollte ich Gott vertrauen und mir nichts mehr selber wünschen? Aber gerade hatte ich doch erfahren, dass ich mit irgendetwas, was beim Filzen passierte, tatsächlich Einfluss auf mein Leben nehmen konnte, und zwar ziemlich irre, so wie ich es nicht für möglich gehalten hatte! Es faszinierte mich ja auch irgendwie, dass da tatsächlich ein Mann den einsamen Waldweg heraufgekommen war in Art einer Kontaktanzeige! Die beiden Ichs in meinem Kopf schauten sich fragend an und ich nahm diesen Zustand mittlerweile mit Gelassenheit hin.

Das neue Talent

Kopfzerbrechen bereitete mir dann auch noch die Puppe selbst, denn sie war ja nun mal entstanden und saß auf der Bank, ich konnte die Filzerei nicht wieder ungeschehen machen. Sorgenvoll betrachtete ich sie. Ohne zu wissen, was da noch alles dahintersteckte, konnte ich sie nicht einmal einfach wegwerfen. Was würde dann passieren? Würde damit jede Chance auf einen Partner ebenso im Müll landen? So filzte ich vorsichtshalber an ihr weiter, mit mehr Sorgfalt, wo ich mit meinen Gedanken war und bemühte mich dabei innerlich um Frieden und Freude.

Bei meinen Spaziergängen dachte ich weiter darüber nach, nun aber vor allem um das richtige Wünschen. Einerseits gab es da Literatur, die mir nahelegte, in die eigene Kraft zu gehen und selbst „richtig“ zu manifestieren, was bedeutete, mir noch mehr Gutes zu erträumen, während ich mich gleichzeitig dankbar fühlen sollte, und es danach wieder vollkommen zu vergessen. So jedenfalls hatte ich es verstanden. Von Filzen hatte da übrigens keiner geredet, das musste ich wohl selber herausfinden. Andererseits kannte ich Bücher, die dazu ermunterten, sich in Demut hinzugeben und alles Gott allein zu überlassen.

Zumindest ich hatte nicht richtig manifestiert, sondern so, dass mir dabei übel wurde. Ich lebte seit über zwanzig Jahren alleine und eine Partnerschaft hätte mir so viel bedeutet! Wie oft hatte ich die Hoffnung wieder begraben müssen! Durfte ich mir diesen Partner nun wünschen oder nicht? Konnte ich überhaupt wissen, was ich brauchte? Wie viele Männer hatte ich kennen gelernt, mich in sie verliebt – um am Ende doch die Hoffnung auf eine Partnerschaft wieder begraben zu müssen.

Ich ging mein ganzes angelesenes esoterisches Wissen durch und ebenso meine kompletten Erfahrungen aus einschlägigen Seminaren und fand in der Erinnerung eine Übung mit der violetten Flamme der Transformation und Wandlung. Mit der konnte man Räume reinigen oder karmische Reste aus der eigenen Aura entfernen, man musste sich dabei nur in einem Ritual eine lodernde violette Flamme vorstellen. Und die Aura war das Feld, das jeden Menschen umgab.

Mich brachte das auf die Idee, die Filzpuppe auf die gleiche Weise mit der violetten Flamme zu klären und zu reinigen und so stellte ich mir vor, dass ein violettes Feuer eine Zeit lang durch die Puppe loderte. Es war wie das Spielen in der Kindheit, ich machte das in der inneren Vorstellung. Danach fand ich endlich wieder Ruhe in meinem Innern, und das Reinigen und Klären meiner neuen Puppen behielt ich von da an bei und vollzog immer ein kleines Ritual am Ende, nur dass ich irgendwann die Farben änderte, aber das kam erst viel später. Ich machte das vorsichtshalber, denn wer wusste schon so genau, wo er die ganzen vielen Stunden monotoner Filzarbeit mit seinen Gedanken war.

Als nächstes experimentierte ich mit dem Filzen von größeren Flächen. Ich kniete dazu über meine Woll-Plastikrollen gebeugt im sonnenbeschienenen Gras und rollte sie hingebungsvoll mit meinen Armen hin und her. Ich roch nach Schaf – war ich nicht auch selber eines? War das nicht die perfekte Zusammenfassung aller Erlebnisse hier in der Hütte? Was kümmerte es mich, ob ich einen Partner fand, es ging mir doch auch ohne gut. Man konnte sein Glück nun mal nicht zwingen. Mit diesem Gedanken kam meine gute Laune zurück. Aber ich hatte da auch ein neues Talent in mir entdeckt. Natürlich weigerte ich mich es Zaubern zu nennen, denn Zauberer waren in meinen Augen besondere, magische

und sehr abgehobene und unerreichbare Übermenschen und die gab es außerdem nur in Mythen und Märchen. Mein neu entdecktes Talent des Puppenfilzens aber musste etwas ganz Gewöhnliches sein, denn wenn ich das konnte, dann konnte das jeder. Davon war ich überzeugt, denn ich wusste genau, dass ich niemand besonderes war.

Vielleicht hatte es damit zu tun, dass ich bei der Feuerfrau mit der Nadel gefilzt hatte und es war vielleicht nur eine Frage des Wissens wie, etwa so wie dieses räumliche Sehen lernen auf den 3-D-Bildern, die nur aus Mustern bestanden. Da hatte ich mit ein wenig Übung auch gelernt, den Fokus der Augen so zu verändern, dass die Muster plötzlich ein sinnvolles dreidimensionales Bild ergaben. Und so beschloss ich, die Sache gründlich zu erforschen und viel vorsichtiger damit zu sein, wie ich mit meinen Gedanken und Gefühlen umging, statt einfach nach Lust und Laune so vor mich hin zu filzen. Dieses Filzen machte vermutlich die Gedanken und Gefühle irgendwie wirksamer.

In mir war der Forscher erwacht und lief auf Hochtouren, nun, ich hatte ja auch sonst nichts zu tun. Und dann fühlte ich mich auch verantwortlich für das entdeckte Talent, etwa so, wie ein Boxer für den Einsatz seiner Fäuste. Nun, ich wollte jedenfalls die positive Wirkung maximal nutzen lernen und dabei auf keinen Fall manipulieren, sprich: Niemals negativ wirken. So war ich eben, ich wollte immer alles richtig machen. Also wollte ich dann eigentlich ja doch zaubern lernen, auch wenn ich mich weigerte, es so zu nennen, und schließlich war ein Versuch ja noch gar nichts. Ich behielt es im Auge.

Am Ende meiner Zeit im Tal hatte ich die stinkende Wolle satt und beschloss, in meiner Wohnung nur noch unter sauberen Bedingungen weiterzumachen. Ich verpackte die gewaschene und getrocknete Wolle, verstaute auch die kleine Werkstatt und die Feuerfrau, nur die Maske aus Wolle gab ich der Natur bewusst zurück. Ich forderte die Vögel auf, sich für den Nestbau zu bedienen und bedankte mich bei allen Elementen und der ganzen Natur und natürlich auch bei Ulla. Ich war glücklich hier gewesen. Nun trat ich die Heimreise an, aber mit einem kleinen Umweg, um ein paar liebe Menschen zu besuchen.

Später hatte ich dann noch weitere Einsichten: Das mit dem Flirten sah ich viel gelassener. Es war doch einfach nur menschlich, und wie sonst sollte sich ein Kontakt herstellen lassen! Es ging doch nur darum, dass ich mich nicht extra als Appetithäppchen zurecht machte (und mit entsprechenden Gedanken und Gefühlen meine Angeln auswarf), sondern ganz natürlich blieb und mir selbst in jedem Augenblick treu, dann war es keine Manipulation, dann war es das Leben selbst, ein Austesten der gemeinsamen Anknüpfungspunkte zwischen Menschen.

Und erst ganz am Ende meines Weges erkannte ich mit großer Betroffenheit, wie sehr ich mir vor allem mit Flirten und Nettsein selbst geschadet hatte und dass meine Übelkeit eine ganz andere Ursache hatte, aber wir wollen nicht vorgreifen. Fest stand jedoch schon damals für mich: Mit dem Zusammenbruch war in mir jegliches Feuer erloschen. Ich hing einfach nur rum. Ich besaß volle Gedankenkraft, wenn auch ziemlich löchrig und durcheinander (Luft), schwamm manchmal sogar mit der Flut meiner Gefühle weg (Wasser) und aß, was das Zeug hielt (Erde). Mit diesem Rückzug ins Tal, dem täglichen Feuermachen und dem Filzen der Feuerfrau hatte ich in mir selbst wieder mein Lebensfeuer entfacht, den Spaß am Leben, und dieser hat mich seitdem nie mehr verlassen.

Barbara und die Feuerfrau

Als erstes fuhr ich zu meiner Freundin Barbara und blieb dort gleich ein paar Tage. Natürlich erzählte ich ihr ausführlich von meinen Abenteuern in der Natur, und da gab es noch einige andere, die ich für die Freundin erzählenswert fand, denn es war natürlich nicht ganz ohne, so nachts ganz alleine im Wald. Meine Geschichten und die Interpretationen dazu gingen kreuz und quer durcheinander. Dass ich immerzu nach Erklärungen suchte, war für meine Gesprächspartner eine Geduldprobe und lief ganz unbewusst und automatisch in mir ab, ein Erbe aus der Zeit als Lehrer, als ich noch jedes Ereignis für den Unterricht auszuschlachten verstand.

So kam die Sprache auch auf die Feuerfrau, worauf Barbara sofort die Puppe sehen wollte. Und als ich die Figur aus der Tasche kramte, verliebte Barbara sich auf der Stelle in sie und bestand darauf, sie bitte haben zu wollen. Da stand ich nun aber schon vor dem nächsten Problem. Ich wusste ja immer noch nicht, wie richtig mit dieser Filzpuppe umzugehen war. Was würde die Feuerfrau dann bei meiner Freundin auslösen? Übelkeit? Oder doch besser, dass sie den Richtigen fände? Gegönnt hätte ich ihr das. Denn vielleicht hing dieses Phänomen, „das Schicksal zu beeinflussen“, was ich mich weiterhin weigerte „Zaubern“ zu nennen, ja nicht nur mit den Gedanken und Gefühlen beim Filzen selbst sondern auch irgendwie mit dem Filzergebnis und der entstandenen Filzpuppe zusammen, ich wusste es ja noch nicht. Noch fühlte ich mich wie ein Chemiker, der eine neue Substanz erfunden hatte, die aber bisher nicht genügend erforscht war. Der gäbe die doch auch nicht schon einfach weiter. Ich wollte nichts falsch machen und Barbara auch auf keinen Fall schaden. Wir diskutierten es aus und wogen die Möglichkeiten gemeinsam ab. Dafür erzählte ich der Freundin alles noch einmal genau, aber Barbara blieb dabei und nahm es in ihre Verantwortung, sie war einfach völlig magisch angezogen von dieser Puppe. Sie wollte die Feuerfrau unbedingt haben! Und so gab ich nach, es würde schon gut sein.

Wenn ich damals wirklich ehrlich zu mir selbst gewesen wäre, hätte ich mir meine eigene große Neugier in dieser Angelegenheit eingestehen müssen, die sich hinter all diesem Gehabe von Verantwortung nur allzu offensichtlich versteckte. Nun erfuhr ich, dass Barbara teilweise ähnliche Erfahrungen in ihrem Leben gemacht hatte, sich wohl auch manchmal ziemlich dumm benommen und viel herum geflirtet hatte, aber im Gegensatz zu mir fühlte sie sich mit ihrem eigenen inneren Feuer immer ganz tief verbunden und verurteilte sich selbst nicht in dem Maße rückblickend, wie ich das tat. Barbara war auch zeitweise so eine Wilde gewesen!

Aber nun empfanden wir uns so geläutert wie die Puppe nach der Reinigung mit der violetten Flamme. Mit dieser Flamme hatten wir es sowieso in der damaligen Zeit. So zerstreuten sich meine Bedenken schließlich und ich überließ Barbara nun wirklich gerne die Puppe, ich verschenkte sie herzlich gerne. Eigentlich war es doch auch klasse, dass meine Freundin unbedingt eine Puppe von mir haben wollte, und dann auch noch eine, die ich selbst nicht einmal für so gelungen hielt. Und damit war ich doch auch die Sorge los, was ich mit der Puppe weiter anfangen sollte, aber wie gesagt, das hätte ich mir damals nicht zugegeben. Da glaubte ich halb bewusst, ich sei besonders umsichtig und verhielte mich der eventuell immensen Bedeutung meiner Feuerfrau als potentiell Zauberkunstwerk angemessen.

Barbara trug die Feuerfrau gleich ins Nebenzimmer, wo ein kleiner von ihr selbst genährter Bär namens Kurt in der entsprechenden Größe saß und von mir fachmännisch bewundert wurde. Sie setzte die Puppe dazu und es sah gleich so aus, als wären die beiden ineinander verliebt. Da ging mir durch den Kopf: „Der Bär braucht die Feuerfrau.“ Wenn wir später miteinander telefonierten, fragte ich immer auch belustigt nach den beiden Puppen, dem Bären und der Feuerfrau, und Barbara berichtete dann, dass die beiden immer näher gerückt seien, ja dass die Feuerfrau am Ende kühn ein Bein über das von Kurti legte.

Natürlich bewegten sich die Puppen nicht wirklich, Barbara bewegte sie, wenn sie im Zimmer war und das Gefühl hatte, die beiden wollten ihre Position wechseln. Das machte doch jeder so. Wie oft hat zum Beispiel der werbe Leser selbst bei sich zu Hause das Sofakissen zurechtgerückt, weil er fühlte, das müsse so sein? Irgendwann hatte Barbara die beiden sogar verheiratet und wir hatten in unseren Telefonaten immer viel zu lachen. Viel später, in einer schwierigen Zeit, einer Lebenskrise, änderte Barbara ihre Einstellung zu meinen Puppen und zu mir und ging auf Distanz, außerdem beschloss sie, sich von Bär und Puppe zu trennen und verschenkte die beiden, den Kurti und seine Feuerfrau. Aber die nächste Besitzerin behielt die beiden auch nicht lange, so jedenfalls wurde es mir berichtet. Sie hatte die Feuerfrau angeblich sogar zu mir zurückgeschickt. Bei mir angekommen war sie nie, sie musste wohl auf dem Postweg verloren gegangen sein. Vielleicht hatte sie ja einen netten Postbeamten gefunden.

Eine besondere Beziehung

Damals war ich mit Barbara besonders eng befreundet, wir passten richtig gut und unsere Beziehung basierte vor allem auf gegenseitigem Helfen. Ich hatte Barbara direkt nach dem Tod ihres Mannes kennengelernt und sie gleich helfend unter meine Fittiche genommen, und mein Burn-out gab ihr umgekehrt auch ein reiches Betätigungsfeld. Wir bauten dieses "Helfer-Muster" also ziemlich miteinander aus.

Aus heutiger Sicht möchte ich das gegenseitige Verbandeln nicht mehr. Denn wenn ich Barbara helfen wollte, dann nahm ich mich selbst doch offensichtlich als fortgeschrittener und kompetenter wahr – aber hallo, war das arrogant! Und auf eine besonders subtile Art konnte ich Barbara dann abhängig von mir machen. Wenn sie aufbegehrte, indem sie sich als ebenbürtig darstellte, wusste ich insgeheim, dass das nicht stimmte und empfand auch noch Mitgefühl für sie.

Zugegeben, da war schon eine Ebenbürtigkeit, und auch Barbara konnte und wollte mir helfen, und die wusste umgekehrt heimlich bestimmt auch, dass sie viel weiter war als ich. Jedenfalls passten wir gut zueinander in unserem aktuellen spirituellen Trip. Wir hätten für Gott jedem geholfen, Bedingung war nur, dass es die Menschen seelisch und auf dem Weg zu Gott weiterbrachte, da unterschieden wir uns nicht von den Zeugen Jehovas. Ich hätte einer alten Frau natürlich nicht die Treppe geputzt, und das wäre ja auch rein körperlich nicht mehr gegangen. Doch wenn es Aussicht auf ein Interesse an Gott gab, wurde mir keine betreuende Hilfe zu viel. Mit diesem Missionieren war ich meiner Umgebung schon ziemlich auf die Nerven gegangen, denn je wichtiger mir die Sache mit Gott wurde, umso weniger wollten meine alten Freunde und Bekannten über ihn reden.

Auch deshalb tauchte ich ganz in die spirituelle Szene ab, nur machte ich da auch erst einmal das Gleiche in Grün, denn nun konnte ich dieses innere Spiel weiter spielen, diesmal lautete die Wettbewerbs-Disziplin eben "weiter und näher zu Gott" oder "höhere Schwingung", so wie früher "besser, weiter und näher an irgendetwas anderem" wie zum Beispiel Erfolg. So viel stand fest: Ich brauchte Barbara genauso wie Barbara mich. Wenn es mir schlecht ging, dann rief ich Barbara an. Und die hörte zu. Wir liebten uns, wir weinten und wir lachten zusammen.

Mein ganzes Know-how über Opfer, Täter und Helfer als Mediatorin nutzte mir nichts, denn ich hatte noch nicht erkannt, dass ich meine Beziehungen ganz auf Abhängigkeit aufbaute. Freundschaft bestand für mich aus dieser gegenseitigen Abhängigkeit, nur dann fühlte ich mich befreundet. Wenn schon nicht von einem Mann, so wurde ich wenigstens von den Freundinnen gebraucht, jedenfalls erkannte ich das irgendwann dann doch noch.

In der Konfliktforschung hatte man über Helfen viel nachgedacht und entdeckt, dass es oft oberflächlich so aussah, als gäbe es da nur Täter und Opfer in einem Streit. Aber wenn man den Konflikt über einen größeren Zeitraum beobachtete, wechselten diese Rollen nicht nur verblüffenderweise hin und her und jeder wurde in schöner Regelmäßigkeit mal zum Täter und dann wieder zum Opfer, sondern die beiden zogen unweigerlich auch noch weitere Personen als Retter mit hinein und verwickelten sie in den Streit. Und die Rolle von Retter oder Helfer übersah man gerne, sie fielen eigentlich nicht auf, sie wirkten eher im Hintergrund.

Besonders schön ließ sich das bei pubertierenden Mädchencliquen beobachten, die waren geradezu perfekt in solchen Inszenierungen. Und es passierte in der Regel das Gegenteil von dem, was ein Retter beabsichtigt hatte, nämlich den Streit zu schlichten: Der Streit entglitt stattdessen und eskalierte weiter. Und im Nachhinein musste ich mir zugeben, auch wenn ich selten Streit mit Barbara hatte, weil wir beide vor allem das Retten bevorzugten, so war auch unser Verhalten miteinander ganz schön pubertär, ich war durch den Burn-out im Bewusstsein wohl in ein früheres Entwicklungsstadium zurück gepurzelt.

Dass die drei Rollen Opfer, Täter und Retter wirklich ständig wechselten, konnte eigentlich jeder praktisch nachvollziehen, der einmal versucht hatte, zwischen zwei Streitenden zu vermitteln. Was erst gut aussah, bekam irgendwann eine Eigendynamik und schließlich wurde man von einer oder sogar von beiden Seiten beschuldigt, irgendetwas gesagt oder unternommen zu haben, was gewaltig gegen einen

selbst auszulegen war. Der helfende Retter wurde dann als Täter beschuldigt und damit zum Opfer des Helfens usw...

Und die Konfliktforschung hatte nun herausgefunden, dass jeder Einstieg in das sogenannte Täter-Opfer-Retter-Dreieck (im Fachjargon TOR genannt), egal mit welcher Rolle, geradezu die Garantie dafür war, nacheinander und ständig wechselnd diese Rollen spielen zu müssen, selbst wenn man sich nur zu zweit stritt, denn die Rollen selbst waren untrennbar miteinander verbunden. Dabei traten die wenigste Zeit alle drei Rollen gleichzeitig miteinander in Aktion, eine blieb meistens außen vor, denn oft wurden Gespräche zu zweit über Dritte geführt.

Und wenn ich jemandem sogar grundsätzlich helfen oder ihn retten wollte, stieg ich damit auch noch in alle Problemfelder dieses Menschen ein, wo der sich noch als Opfer oder Täter fühlte und musste unabwendbar selbst zu Täter und Opfer werden. Als Retter fühlte ich mich dann am Ende selbst benutzt oder ich wurde beschuldigt, ich hätte etwas "Falsches" gesagt (Opfer), oder ich wehrte mich (Täter).

Dieses TOR-Dreieck ließ sich auf ganz viele andere Drehbücher übertragen, und so lange man die dritte Rolle übersah, wunderte man sich immer nur, in welche Konflikte man nun schon wieder geschlittert war, wo man es doch nur gut gemeint hatte. Und um sich vor solchen Verwicklungen in Zukunft zu schützen, erfand man dann Regeln über Regeln, und das blieb auch bei mir noch ganz lange so.

Deshalb musste eine professionelle Streitschlichtung allparteilich außerhalb dieser Rollen bleiben und durfte niemals in das TOR einsteigen und helfen wollen. Man gab nur eine Struktur vor, in der die beiden streitenden Parteien in eigener Verantwortung den Konflikt klären konnten. Und ich selbst besaß nicht nur diesen theoretischen Hintergrund, ich hatte auch jede Menge Routine und praktische Erfahrung, und trotzdem privat einfach nicht gemerkt, dass ich schon wieder am Helfen war. Mir war einfach nicht zu helfen!

Die Rolle der Drehbücher

Während man sich also in Beziehungen tunlichst aus Täter-Opfer-Helfer-Geschichten raushalten sollte, um nicht selber als Opfer zu enden, gab es auch noch die Gewaltdelikte mit fremden Personen, zu denen man also keine Beziehung hatte. Das fand ich mindestens genauso spannend. Vor vielen Jahren, als ich mich mit Gewaltprävention zu beschäftigen begann, hatte ich von einem Kriminalhauptkommissar erfahren, dass Täter immer nach einem innerlichen Drehbuch vorgehen und sich genau den Menschen aussuchten, der da hineinpasste.

Wenn ich also Angst hatte und im Drehbuch des Täters stand: "Frau hat Angst vor mir", dann bekam ich die Rolle. Und dieser Kommissar hatte herausgefunden, selbst wenn einem die Rolle schon zugeteilt wurde, so konnte man die Tat noch verhindern, wenn man sich nicht an das Drehbuch hielt! Und das bedeutete, dass man eben anders reagierte als vom Täter erwartet, zum Beispiel mit einer Überraschung, mit einer kreativen Reaktion.

Man spürte zum Beispiel ein Angstdrehbuch hinter sich laufen, denn man hatte plötzlich Angst. Aber man widerstand dem Angebot "Angst zu haben" und dem Impuls "schneller zu gehen", denn so lautete offenbar gerade das Drehbuch, das sich annäherte. Stattdessen drehte man sich zum Beispiel um und bat um Feuer. Der Täter wurde so im Handlungsverlauf unterbrochen und musste sein ganzes Drehbuch wieder von vorne inszenieren. Man konnte zwar auf diese Weise nie erfahren, ob es sich bei dem anderen wirklich um einen Täter gehandelt hatte, aber man ging zumindest bewusst mit seinen Wahrnehmungen um, fühlte sich unterwegs viel sicherer und war zudem ein Stück weit innerlich gewachsen. Und für diesen Tag hatte der Täter dann vielleicht auch genug und ging nach Hause.

Der Polizist schätzte aus der Auswertung aller Delikte Berlins, dass auf diese Weise 95% der Täter unterbrochen werden könnten und die Tat nicht begehen würden, und bei 5% hatte man eben Pech, da

war nichts zu machen. Sich über eigene und fremde Muster und Drehbücher Gedanken zu machen konnte also lebenswichtig sein.

Bestimmt lag meiner Beziehung zu Barbara auch so ein Drehbuch zu Grunde, es musste ja nicht so spektakulär sein wie ein Gewaltdelikt. Ich verstand die Muster auch lange nicht, die uns aneinanderbanden, erst später begriff ich mein Muster: Ich war im Leben immer die Macherin gewesen, und trotz all der Handycaps auch geblieben, und so kümmerte ich mich auch um Barbara.

Was hatte ich eigentlich selbst davon? Na, ich konnte mich großartig und wichtig fühlen! Das war mein Muster. Ich brauchte Bedeutung und Machen. Und jeder von uns bestärkte den anderen darin, noch Opfer der Umstände zu sein und noch gar nicht zu wissen, was hier so vorging. Und wir jammerten auch jede Menge zusammen, neben dem vielen Lachen. Aber was wir eigentlich unentwegt taten, war: Wir bestätigten uns gegenseitig in dem wunderbaren Drehbuch, noch so wenig zu wissen und zu können und auf gar keinen Fall schon ganz, geheilt und verantwortlich für unser Leben zu sein, auch wenn wir uns in ein paar netten Übungen ausgesprochen oft mit genau dieser Verantwortung beschäftigten. Denn dann hätten wir keine Hilfe mehr vom anderen gebraucht. Irgendwie hing ich an Barbara wie an Mamas Schürzenzipfel und versteckte mich dahinter vor der bösen Welt. Und umgekehrt. So mussten wir uns irgendwann auch wieder trennen, weil es das Beste für uns beide war, um in die Puschen zu kommen. Aber bis es dazu kam, sollte es noch dauern.

Eine gute Beziehung gab Sicherheit. Über die längere, gewachsene Erfahrung mit dem anderen waren seine Verhaltensweisen vorhersehbar, was Sicherheit schuf, und man traf sich auch für Abläufe, die fast schon so festgelegt waren wie Rituale. Angewohnheiten, wie ich selbst Beziehungen knüpfte und aufrecht hielt, nannte ich Muster. Und die waren auch nur die Bausteine für ganze Drehbücher. Und so lange die Drehbücher passten, kam es zu einem geregelten Warenaustausch, etwa so wie der beim Handel zwischen Ländern.

Die Waren bestanden aus Gefühlen, Gedanken, Körperkontakt, neuen Mustern und Drehbüchern und vor allem Inspiration und Lebenskraft. Denn wenn der Austausch reibungslos funktionierte, wurden beide von irgendwoher zusätzlich regelrecht mit jeder Menge gutem Gefühl überschüttet, das sie sich alleine so nicht erzeugen konnten. Deshalb fühlte man sich in einer Beziehung auch so wohl.

Aber wie bei dem Warenaustausch über Ländergrenzen hinweg war die Außenhandelsbilanz zwischen den Partnern nur sehr schwer im Gleichgewicht zu halten und oft wurde die Bilanz eines Partners gegenüber der des anderen negativ, was zu einem Kursverlust wie zwischen Dollar und Euro führte, also einer Abwertung. Die Spannungen dieses Konfliktes entluden sich dann vielleicht in heimlichen oder offenen kriegerischen Handlungen von Vorwürfen bis hin zu fliegendem Geschirr. Zumindest dachte jeder sich seinen Teil. Und um auf die intensive Beziehung mit Barbara zurück zu kommen, die blieb über zwei Jahre sehr im Gleichgewicht, und das war eine sehr lange Zeit. Und ich ahnte auch noch nicht, dass gerade meine Einsichten zu den Konflikten und den Drehbüchern für die Lösung meiner Probleme noch eine große Rolle spielen würden.

Ein Tor in der Wand

Während meines Besuches bei Barbara geschah des Nachts etwas Merkwürdiges. Während ich im Bett lag und mich schlaflos hin und her wälzte, hatte ich das Gefühl, nicht auf festem Untergrund zu liegen, so als sei die Matratze eher wellig und flüssig. Trotzdem fühlte ich mich gut und sicher aufgehoben, es war nur irgendwie anders, belebter, so als würde ich auf der Straße liegen. Komisch, ich wunderte mich. Was war das denn? Schließlich schlief ich irgendwann doch noch müde ein. Aber es wurde eine unruhige Nacht. Am Morgen danach erzählte ich meiner Freundin, wie ich die Nacht in ihrem Gästebett erlebt hatte. Barbara war nicht erstaunt. Sie druckste ein wenig herum und gestand schließlich, dass das eigentlich ihr eigenes Bett sei und sie auch nicht mehr dort schlafen könne. Und nach einigem weiteren Zögern rückte sie dann damit heraus, dass sie dort früher mal eine ganze Landschaft mit Elfen und Zwergen an die Wand gemalt hatte, weil sie diese Wesen doch so sehr liebte, ja sich sogar als eine der

ihren fühlte. Und seitdem sei das Phänomen da. Es war, als kämen da Elfen und Zwerge aus der Wand. Barbara hatte die Wand zwar einfarbig dick überstrichen, so dass man nichts mehr von ihrer Malerei sah, aber das Gefühl blieb - leider. Sie fand einfach keine Ruhe mehr, es war, als versuche sie mitten in der Fußgängerzone zu schlafen. Und deshalb schlief sie fortan im Wohnzimmer.

Nun hatten wir schon vor längerem in den Telefonaten damit angefangen, verschiedene aufgestiegene Meister zu befragen, wobei Barbara fragte und ich den Raum dafür hielt oder umgekehrt, das heißt, so richtig genau wussten wir beide nicht, was man sich unter Raum halten vorstellen sollte, aber wir kannten es von unserer gemeinsamen Lehrerin, machten es nach und nannten das so. Dafür musste ich mich nur ganz klar mit Gott verbinden und nichts tun außer konzentriert in innerer Stille dabei sein, während Barbara fragte. Es ging eben besser zu zweit.

Aufgestiegene Meister, so wie ich das verstand, waren noch höhere Wesen als Engel und im Gegensatz zu denen hatten sie oft als Menschen gelebt und Erfahrungen gesammelt, bevor sie ganz in den höheren Dimensionen blieben. Ich glaubte insgeheim, dass es sich bei Jesus auch um einen besonders hohen, nämlich einen erneut aufgestiegenen Meister handelte. Die Christen nannten das „Himmelfahrt“. In meinen vielen Büchern hatte ich deutliche Hinweise gefunden, dass es dieses Phänomen öfter gab. Mein Sanat Kumara zum Beispiel war auch einer, aber der hatte nie auf der Erde gelebt, er war auf einem anderen Planeten aufgestiegen.

Barbara schlug vor, den aufgestiegenen Meister El Morya zu befragen. Wir hatten gelesen, dass dessen Spezialgebiet Kraft, Wille und Macht sei, und das konnten wir nun gut gebrauchen. Wir hatten beide übereinstimmend den Verdacht, dass es sich um ein Tor in die Welt der Zwerge und Elfen handelte und Barbara fragte El Morya, ob wir damit richtig lagen. Irgendwie musste das beim Malen passiert sein. El Morya bestätigt es, dazu gab er uns auch die Information, wie man Tore verschob, denn es war für ein menschliches Bett einfach kein Zustand, neben einem Tor zu stehen. Auf Barbaras Frage, ob man das Tor denn nicht einfach schließen könnte, bekam sie zur Antwort:

„Nein, und wenn, ihr könntet das zumindest nicht.“

So kam es, dass wir das Tor in einem kleinen Ritual aus der Wand nahmen und in ein Edelsteinherz übertrugen. Ich hielt den Raum dafür und Barbara den Stein. Sie brachte ihn in die Nähe der Wand und bat ihre Engel und El Morya um kraftvolle Unterstützung für die Verschiebung in den Stein. In ihrer Vorstellung sah sie dabei, wie das Tor, das sie sich wie ein echtes dachte, zusammenschmolz zu einer kleinen Lichtkugel und sich in den Stein bewegte. „Nun ist das Tor im Stein,“ sagte Barbara am Ende freudestrahlend und wir waren wie zwei Kinder, die mit ihren Sachen spielten. Als nächstes wickelte Barbara das Edelsteintor in ein Tuch und legte es behutsam in einen Korb.

Dann brachen wir auf zu einem öffentlichen Park, wo Barbara sich eine abgelegene und geschützte Stelle an einem kleinen Teich aussuchte. Dort verschwand sie mit dem kleinen Paket, denn sie wollte mit ihren Lieblingwesen alleine sein, wenn sie in einem selbst erdachten Ritual das Tor dort in der Erde vergrub. Hier sollte es bleiben. In diesem Gartengelände neben einem kleinen See mit einer Wasserfontäne konnten ruhig auch ein paar Elfen und Zwerge herumspringen, hier war es wunderschön und niemand würde im Schlaf gestört. Und die Natur würde davon nur profitieren, denn wo Elfen und Zwerge sind, wächst und gedeiht alles viel üppiger. Das erklärte Barbara mir später. Ich wusste immer noch nicht so recht, was ich dazu sagen oder denken sollte, mit Zwergen und Elfen hatte ich mich noch nie beschäftigt. Aber immerhin hatte ich das Tor wirklich gespürt. Ich fühlte mich, als sei ich mit meinem Leben mitten in einem Märchenbuch gelandet.

Ich hatte zufrieden beobachtet, wie Barbara im Gebüsch verschwand, dann wandte ich mich der Wasserfontäne zu, deren Wassertropfen in der Sonne in allen Regenbogenfarben schillerten. Ein wunderschöner Anblick, ich fühlte mich eins mit der ganzen herrlichen Schöpfung und war einfach dankbar. Und während ich noch in diesen Anblick versunken so dasaß, wurde ich durch eine lautlose Stimme in meinem Kopf aus meiner Träumerei gerissen:

„Das Problem sind nicht die Elfen und Zwerge, sondern die Kobolde.“

Woher kam diese Stimme? Ich hatte die Wasserfontäne angeschaut, also schaute ich wieder fragend dahin und in meinem Kopf formte sich:

„Ja, ich bin es, die Fontäne!“

Hatte ich nun komplett den Verstand verloren? Dass andere Menschen behaupteten, sie könnten die Elfen reden hören, und darüber ganze Bücher schrieben, war eine Sache, dass ein Wasserstrahl mit mir sprach, eine andere! Wären es doch nur Zwerge und Elfen gewesen! Da passierte mir endlich auch einmal etwas so Außergewöhnliches und ich würde damit nicht einmal bei einem Kaffeekränzchen glänzen können, es schien mir fast schon zu banal um es überhaupt zu erzählen! Ein Wasserstrahl! Da konnte ich ja gleich mit meinen Pommes reden, bevor ich sie verspeiste.

„Na, du Pomm, von welchem Acker stammst du denn?“

Soweit kommt's noch, dachte ich und seufzte. Dann wandte ich mich wieder dem Wasserstrahl zu, der immer noch in allen Farben glänzte. Ganz vorsichtig und nur so zur Probe ließ ich mich auf ein Gespräch mit dem Strahl ein, der etwa die Dicke meines Daumens hatte und bestimmt fünf Meter hoch steil nach oben schoss, bevor er sich in viele Tropfenschnüre auffächerte und plätschernd zurück in den kleinen Teich fiel. Es war mir langweilig und so ließ ich mich darauf ein.

„Was ist denn das Problem mit den Kobolden?“ fragte ich innerlich und wandte mich dem Wasserstrahl zu.

„Nun, die haben zum Beispiel den größten Spaß, Menschen zu ärgern und zu verwirren, indem sie deren Emotionalkörper in die eine Richtung schwungvoll in Drehung setzen und den Mentalkörper dann in die entgegengesetzte Richtung. Über die verwirrten Reaktionen der Menschen können sie sich dann schieflichen.“

Irgendwie leuchtete mir ein, dass die verschiedenen unsichtbaren Schichten der Aura eines Menschen wie ineinanderliegende Eier gegenläufig in Schwung versetzt werden konnten, und dass ein Mensch dann ziemlich verwirrt sein musste, war mehr als plausibel. Es musste sich so auswirken wie sich um die eigene Achse drehen, hin und her, ohne dass man es tat. Dann kam meine Verwirrung womöglich von solchen Neckereien? Ich konnte diese Eier zwar nicht sehen, damals nicht und das blieb auch so bis heute, aber ich hatte mittlerweile viele Hellsichtige getroffen, die sie alle ganz ähnlich beschrieben. Es gab erst einmal den Emotionalkörper, der meist nur eine Handbreit über den physischen Körper hinausragte, und in dem manche die Gefühle des Menschen als verschiedene Farben sehen konnten, und wieder eine Handbreit weiter draußen dann den Mentalkörper, der alle Gedanken eines Menschen enthielt, ebenfalls als Farben zu sehen. Es gab wohl auch noch weitere Eier immer weiter draußen, aber die Fontäne sprach nur von diesen beiden.

Ich unterhielt mich dann noch über dies und das mit dem Wasserstrahl, mehr so im Scherz, denn wirklich glauben wollte ich das nicht. So ein Blödsinn, Wasser konnte doch nicht reden! Aber zumindest kam da eine Information von außerhalb, die ich so vorher noch nicht besaß, denn von mir selbst stammte diese Idee mit dem Schubsen der beiden Aura Körper auf keinen Fall und das erstaunte mich schon sehr. Und als ich noch weiter so über die Fontäne nachdachte, kam es mir in den Sinn, vielleicht waren ja alle Lebewesen nur Fontänen, denn auch sie hielten ihre sichtbare Form doch nur solange aufrecht, wie Lebendigkeit durch sie hindurch strömte. Alle Körper zerfielen wieder, wenn sie nicht mehr von Lebenskraft oder der göttlichen Grünkraft, wie die Heilige Hildegard sie nannte, in Form und Leben gehalten wurden. Hörte der göttliche Wasserdruck in ihnen auf, gab es sie nicht mehr. Alle Wichtigkeit und Besonderheit war dann einfach dahin. Wie sich die Dinge doch ähnelten, wunderte ich mich.

Dann kam Barbara zurück.

„Stell dir vor, ich sprach gerade mit einem Wasserstrahl!“ sagte ich zu ihr. „Jetzt werde ich wohl komplett verrückt.“

„Bist du doch längst!“ kommentierte Barbara lachend meine Bemerkung, ohne weiter Interesse an meinem Wassergespräch zu zeigen.

Wir blieben noch eine Weile und genossen den Park, es war einfach wunderschön dort, und mit den Elfen und Zwergen würde es noch schöner werden. Spät am Nachmittag traten wir mit leerem Korb und Tuch den Heimweg an. Vor dem Haus angekommen, weigerte sich Barbara, den Korb wieder mit nach oben zu nehmen. Sie behauptete, er würde ihr nicht mehr gefallen, irgendwas wäre mit ihm und sie wolle ihn nicht mehr haben. Sprach's und steuerte zielstrebig auf den Müll zu.

Ich fand den großen Korb toll und viel zu schade zum Wegwerfen und mir war dieses Gefühl von Barbara dabei auch ziemlich egal, die hatte nämlich offensichtlich vor irgendetwas Angst. Als ich mehr darüber wissen wollte, konnte Barbara mir nur sagen, da sei irgendetwas komisch bei dem Korb, aber es war nicht auszumachen, um was es sich handelte. Ich kannte Barbara schon eine Weile und wusste, dass sie schnell zu Ängstlichkeit neigte. Ich selbst ließ mich weniger leicht von einem komischen Gefühl beeindrucken. In meinem Leben hatte ich einen anderen Umgang mit Angst entwickelt, ich stellte mich ihr grundsätzlich so schnell wie möglich. Mir war nämlich aufgefallen, dass die großen Entdeckungen der Menschheit immer mit Angst verbunden waren, ich brauchte nur an Kolumbus zu denken, der zu einer Zeit gen Amerika segelte, wo alle Menschen dachten, der würde von der Scheibe runterfallen und in der Hölle landen. Und ich entdeckte und forschte eben selbst auch sehr gerne.

Und hier spürte ich außerdem einfach nichts, alles war im grünen Bereich, also bat ich Barbara, mir den Korb zu schenken, ich konnte ihn für meine Werkstatt gut gebrauchen. Dann brachte ich ihn glücklich in meinem Auto unter und folgte Barbara nach oben. An Elfen, Zwerge und Kobolde dachten wir beide nicht mehr. Und in dem torfreien Bett konnte ich die nächsten Nächte gut schlafen.

Dionysos

Bei Barbara begann ich auch an meiner zweiten Figur zu arbeiten, denn den Bären aus der Bastelpackung zählte ich nicht mit. Dabei konzentrierte ich mich ganz auf Freude und alles, was das Leben schöner machte. Das Leben sollte man doch auch genießen können und ich wollte das jetzt auch tun. Und wenn das Filzen tatsächlich die angenommenen Auswirkungen hatte, so wollte ich nun bewusster mit meinem Talent umgehen und mir die Freude herbeizaubern. Mit oder ohne Partner, ich wollte nicht mehr im Mangel sondern in der Fülle leben, statt wie die vielen Jahre davor nur noch zu überleben. Und vorsichtshalber betete ich auch zu Gott, dass er mich beim Filzen führen möge.

Unter meinen Händen formte sich die Rohwolle zu einem großen Kopf, diesmal aber – anders als bei der Maske - mit Nadeln gefilzt und dreidimensional. Ein lebensfroher Männerkopf entstand mit einer wuchtigen Nase und schwarzgelocktem Haar. Wieder war der Filz viel zu locker, stundenlang stach ich geduldig auf die Wolle ein. Aber er wollte einfach nicht fest werden. Schließlich war wenigstens der Kopf nach etlichen Stunden doch einigermaßen in Form, als es Zeit war zu gehen. Ich verabschiedete mich von Barbara ohne Traurigkeit. Wir hatten eine schöne Zeit erlebt und würden ja sowieso mindestens jeden zweiten Tag miteinander telefonieren, der modernen Telefon-Flatrate sei Dank.

Zu der nächsten Freundin waren es nur ein paar Autobahnstunden, ich freute mich auf Sonja. Sie kannte bereits meine großen Tierhandpuppen aus der Phase „Isolierschäum, Plüsch und Knetmasse“ und war auch bereits gespannt auf das Ergebnis meines experimentellen Monats mit Schafwolle und Natur. Ich packte den Kopf aus und da erst fiel mir auf, wie groß der wirklich geraten war. Ein Körper zu diesem Kopf würde mir absolut zu viel Arbeit machen! Es musste bei dem Kopf bleiben, mehr Lust hatte ich nicht. Meine Freundin war trotzdem ganz begeistert.

„Den muss ich unbedingt haben, der sieht ja aus wie Dionysos!“

Sonja war Fachfrau auf dem Gebiet der griechischen Götterwelt, hatte neben dem Lehramt noch Philosophie studiert und sich intensiv mit den alten Griechen beschäftigt. Mir fiel nun auch auf, dass ihn schon ein wenig das Flair von einem Gott des Vergnügens, des Überflusses, des Rausches und des Weines umgab. Auf dem Balkon fand ich ein Füllhorn aus Ton, das ich Sonja einige Zeit zuvor zum Abschied aus Berlin getöpft hatte, es war mir nun wieder eingefallen. Dort passte der Kopf des Dionysos auch perfekt in die Öffnung und so schenkte ich ihn Sonja. Sie freute sich riesig und bestand auf einer Gegengabe, einem silbernen, leise klingelnden Kugelhänger, und so erhielt ich mein erstes Narrenglöckchen, auch wenn ich selbst den Narren zum damaligen Zeitpunkt noch ganz weit von mir gewiesen hätte. Sonja war ganz hin und weg von ihrem Dionysos und ich eigentlich auch so zufrieden mit mir selbst und meiner Filzerei wie noch bei keiner Filzpuppe zuvor. In der Nacht, als Sonja schlief, filzte ich rasch noch Trauben und Weinranken und ließ sie aus dem Füllhorn über die Haare des Gottes quellen, um das Götteridyll noch zu perfektionieren.



Ich wurde sehr nachdenklich. Hatte ich bei Barbara schon gewusst, dass der Kopf für Sonja genau richtig sein würde? Dass da ein griechischer Gott unter meiner Filznadel entstand? Und im Jahr zuvor, hatte ich da irgendwie gewusst, dass ich später ein Füllhorn brauchen würde und es dann auch noch genau in der idealen Kopfgröße getöpft? Nein, nichts dergleichen. Ich machte einfach und sah keine dieser Zusammenhänge und schon gar nicht voraus.

Und: Es war schon das zweite Mal passiert, dass jemand unbedingt eine Puppe von mir haben wollte. „Die ist genau für mich!“ Seit über dreißig Jahren machte ich nun Puppen aus allen nur denkbaren Materialien, aber das war mir noch nie passiert. Meine Freundinnen waren auch früher begeistert von meinen Puppen und voll des Lobes, aber nur selten wollten sie auch eine Puppe von mir haben. Selbst geschenkt nicht. „Die verstaubt nur“ oder „die ist doch zu schade“ waren ihre Ausreden, aber tief in mir drin wusste ich, so gut gefallen hatten meine Puppen ihnen dann doch nicht, sie wollten nur nett sein.

Und nun riss man mir schon die zweite Filzfigur fast aus der Hand! Ich genoss es, es war wunderbar, auch wenn ich nicht wusste, was jetzt anders war als früher, denn ich machte wie immer einfach drauflos, abgesehen davon, dass ich mich diesmal sehr konzentriert hatte, Gott einzuladen und auch nur an Freude und Fülle in meinem Leben zu denken. Hatte es mit dem Filz zu tun? Oder womit sonst? Es tauchten immer neue Fragen dazu auf. Hatte ich mich positiv verändert und spiegelte sich das automatisch in den Filzfiguren? Möglicherweise spürten meine beiden Freundinnen aber auch genau diese Kraft, die ich in der Hütte im Wald als mein Talent entdeckt hatte und die in den Märchenbüchern meiner Kinderzeit „Zaubern“ genannte wurde? Spürten Sonja und Barbara den Zauber meiner Filzfiguren? Und da fiel mir ein: Man sprach doch sogar davon, dass einen etwas regelrecht „verzaubert“ hatte, wenn es besonders gut gefiel.

Und irgendwie benahmen sich die beiden auch so, als seien sie regelrecht verliebt in ihre Puppe. Aber das war wiederum normal, befand ich und gab innerlich wieder Entwarnung zu der seit meinem Zusammenbruch in schöner Regelmäßigkeit auftauchenden Frage, ob ich nun doch noch verrückt geworden sei. Ich hatte schon mehr als einmal erlebt, wie verliebt Männer um ihr neues Auto schlichen. Waren dann neben den Wollfasern auch meine Gedanken und Gefühle in den Filz hineingeflossen und

gespeichert wie bei einer Musikaufnahme auf CD? Vielleicht hatte sich ja auch nur mein innerer Durchfluss an kreativer Lebenskraft vergrößert und das erlaubte mir nun, viel schöner zu gestalten als vorher? Nun, das konnte doch auch sein! Ich fand die beiden Puppen ja auch irgendwie sehr eindrucksvoll. Aber dann lag die Faszination eines wunderbaren neuen Autos auch nur an den vielen herrlichen technischen Gedanken, gefühlten Fahrzeugträumen und kraftvollen Händen, die dieses Wunderwerk der Technik entwarfen und in einer komplizierten Montage erschufen, und Männer spürten das dann eben: So viele Männer an einem Auto! Wenn sie dann mit diesem glänzenden Metallgerät losfuhren, saßen sie mit all diesen anderen Männern zusammen hinterm Steuer und so kraftvoll und potent fühlten sie sich dann auch. Machte ich etwas Ähnliches für Frauen? Gut, zugegeben, meine Statistik stand mit zwei Probandinnen noch auf sehr schwachen Beinen, aber ich wollte dranbleiben. Ich liebte es einfach, wenn ich auf interessante Forschungsfragen stieß, die mein Leben auf unterhaltsame Weise bereicherten. Oder sagen wir es einmal anders: Seit ich nicht mehr arbeitete, fiel mir etwas die Decke auf den Kopf. Und diese Frage zumindest hatte mich nachher auch nicht mehr weiter beschäftigt.

Tags darauf wanderte ich mit Sonja durch den Schwetzingen Schlosspark, in dem ganz viele Götterskulpturen aufgestellt waren. Mit jeder Statue schwelgten wir beide in der griechischen Mythologie. Gottseidank gab es viele Bänke, um immer wieder zu ruhen, denn mein Körper ächzte und stöhnte, diesmal schmerzten vor allem die Knie, aber in mir und draußen im Park schien die Sonne. Sonja erzählte Geschichten um Geschichten über die Damen und Herren vom Olymp, einfach wundervoll. Und ich bekam richtig Lust, noch mehr solche mythologischen Gestalten entstehen zu lassen. Einmal erzählte Sonja mir so ganz nebenbei, dass sie immer schon im Wald Elfen, Trolle, Zwerge und andere Wesen gesehen hätte und manchmal mit ihnen spräche.

„Aber das ist doch zumindest bei allen Kindern so,“ meinte sie, als ich sie darum beneidete: Denn in meinem Leben war bis vor kurzem alles rational und ganz normal gewesen. Sonja umgekehrt staunte, dass ich diese Kindheitserfahrung nicht gemacht hatte.

Durch das Gespräch über Elfen und Zwerge fiel mir jedoch plötzlich etwas anderes ein: Auch bei Sonja hatte ich die ganze Nacht schlecht geschlafen! Und so fragte ich sie:

„Denkst du oft beim Einschlafen noch an diese Welten?“ und „Kannst du gut in deinem Bett schlafen?“

Mein Verdacht wurde bestätigt, denn ich schlief in Sonjas Bett und sie war in das Bett ihres Sohnes gewechselt. Aber ich sagte noch nichts. Als ich mich abends hinlegte, spürte ich diesmal sehr genau hin, und richtig, da war dieses unruhige und wellige Fließen wieder, aber natürlich achtete ich auch mehr darauf. Ein Tor! Na klar! Diesmal wusste ich sofort, was zu tun war. Ich ging zum Balkon, suchte mir eine schöne Stelle im Garten aus, bugsierte das Tor umgehend in einen Edelstein und warf den Stein dann in hohem Bogen hinunter. Nun verstand ich auch, warum manche Leute immer ein paar Edelsteine dabei haben, für alle Fälle.

Danach war das Bett nur noch ein Bett und ich schlief die zweite Nacht prima. Sonja war am nächsten Morgen erstaunt, als ich ihr von Toren erzählte, aber es klang für sie alles plausibel. Und es war offenbar wichtiger, als ich bisher annahm, was ich in meinem Bett dachte und fühlte, vor allem kurz vor dem Einschlafen. Und da begriff ich auch, wie viel mehr Bedeutung es haben musste, mir als letztes ein Gebet anzugewöhnen. Aber ich wusste damals auch noch nicht, ob diese Tore allen Menschen passieren konnten.

Dionysos jedenfalls fand seinen Platz auf dem Balkon. Einmal beobachtete Sonja dort Vögel, die sich immer wieder ganz still vor den Kopf setzten. Sie wollte sicher gehen und schaute auf dem Boden nach, ob da Krümel lägen, aber der Boden vor dem Füllhorn war ganz sauber. Die Vögel – so vermuteten wir beide ab da, hatten sich mit Dionysos ausgetauscht. Der Kopf bildete den Mittelpunkt da draußen auf dem Balkon. Aber weshalb kamen die Vögel wirklich? Zumindest fühlten sie sich wohl vor dem Dionysos. Sonja empfand auch immer öfter, dass der Kopf (eigentlich also Dionysos) sich mit ihr in Gedanken unterhielt. Eines Nachts schien der Mond durch ihr Balkonfenster und er stand genau über der Stelle, wo sie wusste, dass dort der Kopf lag. Merkwürdig war nur, dass das helle Licht nach einer

Weile wieder verschwand und so trat sie auf den Balkon, um den Mond am wolkenlosen Himmel zu suchen. Aber der stand ganz woanders, und auch nicht so, dass er sich hätte spiegeln können. Erstaunt berichtete sie mir davon. Ich hatte mittlerweile schon von einigen paranormalen Begebenheiten rund um meine anderen Filzfiguren gehört und wunderte mich nicht mehr. „Er hat dich gerufen,“ bestätigte ich nur die Gedanken meiner Freundin.

Ein neues Familienmitglied

Während meines Besuches bei Sonja hatte ich an einer viel kleineren Figur zu arbeiten begonnen, denn ich war mit der Anfangsgröße vorsichtiger geworden. „Das wird ein Zwerg,“ dachte ich. Die ganze Heimreise hindurch arbeitete ich in jeder Pause weiter, ich konnte nicht aufhören, unablässig war diese kleine Figur in meinem Kopf und wollte gefilzt werden. Es hatte fast schon Suchtcharakter. Nachmittags machte ich auf der Durchfahrt noch bei meiner Schwester Station, meine Nichte und ihre Familie waren zufällig auch gerade zu Besuch, ein schönes Familientreffen. Ich freute mich, denn wir sahen uns nicht oft. Eigentlich konnte ich außer dem angefangenen Zwerg nichts vorzeigen und meine Angehörigen bedauerten es, denn sie waren neugierig auf meine neuen Filzpuppen, immerhin war ich vier Wochen beschäftigt gewesen und da sollte doch auch was zu sehen sein. Nach dem Kurzbesuch bei der Schwester fuhr ich ohne Halt weiter nach Berlin, denn nun freute ich mich darauf, endlich meine Tochter wiederzusehen und mir meine neue Filzwerkstatt einzurichten. Es war doch alles auch sehr anstrengend gewesen, ich ließ mich nun gerne wieder in das bequeme Netz der Zivilisation fallen.

Meine Tochter empfing mich und wollte natürlich gleich die neuen Puppen sehen. Auch ihr konnte ich nur den angefangenen Zwerg zeigen, dessen Konturen mittlerweile deutlich hervortraten. Sie war sogleich begeistert und wollte ihn unbedingt haben. Und darüber staunte ich schon etwas weniger. Zwar freute ich mich an der Begeisterung meiner Tochter, hing aber gleichzeitig meinen Gedanken nach, denn eigentlich konnte ich es immer noch nicht fassen, dass meine neuen Puppen so viel mehr Anklang fanden als die Alten. Selbstverständlich sollte meine Tochter den Zwerg haben. Wir nannten ihn Theo. Ich hatte auch noch viel Arbeit an der kleinen Figur. Diesmal wurde der Körper richtig fest. Theo bekam eine blaue Jacke und eine schwarze Hose. Der Filzpuppe gab ich nun noch ein typisches Zwergengesicht. Nur die Augen gelangen mir nicht so richtig, die blieben irgendwie seltsam.

An einem der nächsten Tage kam meine Tochter von einem Stadtbummel mit einem grasgrünen Hut zurück. Das sah ihr so gar nicht ähnlich und ich wunderte mich sehr, aber sie beteuerte, der Hut habe nur drei Euro gekostet und sie musste ihn einfach haben. Und sie sah damit so witzig aus, dass ich dachte, ihr Filzzwerg sollte auch so einen grünen Hut bekommen. Gleich machte ich mich daran und der kleine Kerl sah mit dem grünen Hut ganz perfekt aus. Theo war damit auch erst einmal fertig und ich betrachtete mein Werk stolz von allen Seiten. Ich war das erste Mal wirklich zufrieden.

Einige Zeit später rief meine Nichte Jennifer an, von der ich bereits wusste, dass sie ab und zu hellsehen konnte, denn als ich ihr im Jahr zuvor eine Einweihung schenkte, fragte Jennifer danach unvermittelt:

„Und wer waren die vier Männer, die um uns herumstanden?“

Ich hatte niemanden gesehen und konnte nur vermuten, dass es sich um Engel oder aufgestiegene Meister gehandelt habe. Und meiner Nichte war ich das letzte Mal bei meiner Schwester begegnet. Unvermittelt fragte Jennifer nun:

„Hattest du eigentlich den Kobold mitgebracht bei deinem Besuch?“

Ich war erstaunt, an Kobolde hatte ich seit dem Ausflug mit Barbara nicht mehr gedacht, die waren doch mit dem Tor im Park bei der Fontäne geblieben. Und ich hatte Jennifer auch noch nichts von diesen neuen Erlebnissen erzählen können, denn bei der Schwester wollte ich davon nicht anfangen. Wie kam sie jetzt auf einen Kobold?

„Hast du dich nicht gewundert, dass diese CD verschwunden war?“ fragte sie mich nun, „und danach der wichtige Zettel und dann klebte der Boden von Limo, obwohl jeder von uns beteuerte, dass er nichts umgeschüttet habe?“

„Ja und?“ fragte ich, „keine Ahnung, was da war.“

„Ich sah ihn auf der Lampe schaukeln!“

„Wen, den Kobold?“ Ich ließ mich vorsichtig darauf ein. „Wie sah er denn aus?“

Und als Jennifer ihn beschrieb, stand mir erst einmal der Mund weit offen.

„Etwa 60 cm groß, schwarze Hose, blaue Jacke und grüner Hut.“ Als ich meine Schwester besuchte, war mein kleiner Filzzwerg doch noch nackt gewesen! Aber um den handelte es sich doch offensichtlich, eine andere Erklärung fiel mir dazu nicht ein.

Was lief da? Hatte ich einen Kobold mitgeschleppt? Ja natürlich, jetzt fiel mir der Korb wieder ein, den Barbara auf keinen Fall wieder mit in die Wohnung nehmen wollte. Und hatte der Kobold dann irgendwie dafür gesorgt, dass ich ihn als Puppe machte? War es Theo, der mich unterwegs so angetrieben hatte, dass ich an kaum etwas anderes denken konnte als ans Filzen? Offensichtlich. Es musste wohl so sein. Also war es kein Zwerg, sondern ein Kobold. Und ich hatte eine Filzpuppe genadelt, die genau so aussah wie ein unsichtbarer Kobold. Waren das dann gar nicht immer meine Gedanken, solche Impulse wie, „dem Zwerg solltest du auch so einen grünen Hut machen“ sondern die mir eingegebenen Ideen des Koboldes? Dann hatte der Kobold meine Tochter auch bestimmt erst zu dem Hut verleitet! Und wieso gab es gerade diesen grasgrünen Hut für nur 3 Euro zu kaufen und meine Tochter fand den auch noch beim Stadtbummel im großen Berlin? Denn mehr Geld hätte sie nie dafür ausgegeben.

Schließlich blieb ich aber wieder an dem Gedankenphänomen hängen: Wie sollte ich denn dann unterscheiden, was ich selbst dachte? Und ich erkannte die Tragweite dieser Feststellung: Was, wenn ich meistens gedacht wurde, statt selbst zu denken? Wie erkannte ich das? Hej, ich hatte zwar einen Burn-Out und seitdem ein paar Handikaps, aber ich war immer noch intelligent! Oder? Dass sich da ein ungebetener Gast einfach in meine eigenen Gedanken einschmuggeln konnte, das war neu und fühlte sich ziemlich gefährlich an. Wenn ich dagegen bewusst mit Sanat Kumara plauderte, wusste ich ja auch, der war da, und der kam auch nur, wenn ich ihn ausdrücklich darum bat. Es gab da wohl auch Besucher, die diese Zurückhaltung und Diskretion vermissen ließen, die einfach in ein Haus (meinen Kopf) einstiegen, wenn auch nur irgendwo ein Fenster offenstand.

In der Meditation am Abend befragte ich meinen Freund von der Venus und der bestätigte mir, dass es ein Kobold sei. Und er informierte mich weiter darüber, dass der kleine Kerl mit der Puppe nun ein Tor gefunden habe, um wieder nach Hause zurückzukehren, und gleichzeitig einen Anker, damit er sich in dieser ihm fremden Welt nicht verirrt oder verlief.

Ich musste unvermittelt an Pumuckel denken. Mit einer Filzfigur hätte er sich also nicht verlaufen können – einfach an die Figur denken und schon wäre er zurück? Dann gab es Kobolde nicht nur in Kinderbüchern und Filmen? Es musste doch mehr unter diesem Himmel geben, als ich bisher in meiner beschaulichen Selbstzufriedenheit angenommen hatte. Ich überhörte dabei irgendwie, dass auch das erste Mal in Zusammenhang mit meinen Puppen von einem Tor die Rede war. Tore waren

doch große Löcher in der Wand und wellig, nicht dicht und fest wie meine Filzfiguren, oder? So vergaß ich diesen Teil von Sanat Kumaras Bemerkung, denn ich verstand ihn einfach nicht.

Zu unserer Familie gehörte nun also auch ein Kobold namens Theo, und weil ich mit Kobolden noch keine Erfahrung hatte, machte ich ihm vorsichtshalber eine klare Ansage, wie er sich zu benehmen habe. Da kam der Lehrer wieder in mir durch. Aber eigentlich wollte ich doch keine Verantwortung mehr und es war mir schon recht, wenn meine Puppen nicht bei mir blieben. Doch ich freute mich auch über jede Puppe und vor allem: Es war mir nicht mehr langweilig. Ich brauchte kein Kino, kein Fernsehen und keine Bücher mehr, denn nun kamen wöchentlich neue Filzlinge hinzu. Und als die Schulferien zu Ende gingen, fuhr meine Tochter wieder ohne Filz-Kobold zurück ins Internat. Theo hatte sie in ihrem Zimmer oben auf die Leiter zum Hochbett gelassen und ich vergaß den Kobold übers Filzen der nächsten Puppen ganz.

Der Meisterkobold

Nun muss man wissen, dass wir den Familien-Fernseher hoch oben in ein Regal eingebaut hatten, das dem Bett gegenüber im Kinderzimmer stand. So konnte meine Tochter vom Hochbett aus fernsehen. Einmal wöchentlich machte ich es mir dort auch bequem und gab mich meiner Lieblingssendung „Stargate“ hin, einer Sci-Fi-Serie. Und erst bei einer der nächsten Folgen fiel mir auf, dass in dieser Serie das Tor hin zu anderen Planeten, das Sternentor, wenn es aktiviert war, klar-weiß und flüssig-wellenförmig dargestellt wurde. Genauso hatte ich Barbaras Tor empfunden. Nicht gesehen, aber irgendwie gefühlt. Also kannten auch andere Menschen schon dieses Phänomen? Zumindest der Autor des Films? Na klar, bis es sich zu mir rumgesprachen hatte, bestimmt schon Millionen!

Nun gut, da stand also der Fernseher abseits und die Woche über ganz vergessen im Kinderzimmer. Ich hatte es mir auch so anstrengend und kompliziert wie möglich gemacht um meinen Fernsehkonsum freiwillig einzuschränken. Ich musste dann nämlich auch noch wie im Kasperletheater den Vorhang aufschieben und mich dafür am Regal und der Leiter vorbei hangeln. In der nächsten Zeit allerdings war ich ständig getrieben, da hochzusteigen und mir Fernsehen satt zu geben, dabei mit irgendwelchem Gebäck oder Chips herum krümelnd.

Es dauerte zwei Wochen, bis ich misstrauisch wurde und mir dann auch auffiel, dass der kleine Kobold zum Fernseher gewandt auf der Treppe zum Hochbett saß. Hatte der sich gelangweilt und mich dazu gebracht, den Fernseher einzuschalten, ganz zu schweigen von den Krümeln im Bett? Das gab's doch nicht! Ja, wer war ich denn? Wie viel von meinem Verhalten war denn nun eigentlich selbst bestimmt? Erst musste ich mich zum Filzen drängeln lassen und nun beeinflusste er auch mein Essen und Fernsehen? Um meine Vermutung zu überprüfen, setzte ich die Puppe ans Fenster neben der Haustür, so dass sie das Kommen und Gehen der anderen Mieter beobachten konnte. Und meine Lust am Fernsehen verschwand tatsächlich so plötzlich, wie sie gekommen war. Allerdings krümelte ich noch ein paar Tage mit Gebäck.

Nun war ich endgültig davon überzeugt, dass dieser Theo wirklich existierte und mir auf irgendeine Weise innerlich seine Wünsche eingab. Und ich, die dusselige Eh-Yh-Ra, merkte das nicht einmal und nahm sie dann dort als meine eigenen Wünsche wahr. Es gab keine andere Erklärung. Und um das Phänomen unter Kontrolle zu bringen, begann ich, mich mit ihm in einem Selbstgespräch in meinem Kopf zu unterhalten. So konnte ich mit der Zeit wirklich besser ausmachen, wer von uns beiden gerade sprach und wessen Gedanke es war und trainierte so ganz nebenbei meine Unterscheidungskraft. Theo wollte noch mehr von der Welt sehen, so sagte er, und ich setzte ihn auf meinen Rucksack, wenn ich einkaufen ging. Er bekam einen Klettpunkt an seinen Hosenboden und das Pendant dazu nähte ich auf dem Rucksack fest. In Berlin fiel ich damit auch nicht unbedingt auf,

es interessierte niemanden. Nur selten wurde ich deswegen angesprochen, und wenn, dann ganz nett.

Es vergingen wieder Wochen. Ich hatte meiner Freundin Marlene eine Einweihung in die Energie des 1. Strahls gegeben, der damals von dem aufgestiegenen Meister El Morya repräsentiert oder gehalten wurde und in den ich selbst erst seit ein paar Monaten einweihen durfte. Es handelte sich dabei um eine geführte Meditation, die ich vom Blatt ablesen musste.

Um zu verstehen, was dabei passierte, stellte ich mir das gerne wie bei einer Glasfaserlampe vor: Jeder Mensch war dann mit einer Glasfaserlampe vergleichbar, die Leser erinnern sich vielleicht noch an die Lampe mit den vielen Glasfäden. Eine Lampe also, die vor ein paar Dutzend Jahren in Mode kam, sich pilzförmig ausbreitete und am Ende jeder Faser einen Lichtpunkt aufwies. Und so ging meine Theorie dazu: War die Seele erst einmal ganz fest im Menschen angekommen, hatte der seine eigenen Fasern alle an die Strom- bzw. Lebensquelle anschließen können. Ob auch schon alle Glasfasern am Ende leuchteten, hing dann davon ab, ob das Licht schon durch jede Faser ungehindert hindurchfließen konnte. Die meisten Menschen besaßen nämlich in ihrer Leitung eine ziemliche göttliche Arterienverkalkung, das war das eigentliche Problem unserer Zeit. Und jede Verbindung zum Licht Gottes brachte einen Menschen wie eine Lampe stärker zum Leuchten, d. h. seine Liebesfähigkeit und seine Lebenskraft nahmen zu. Je mehr Lebensthemen er bewältigt und je mehr Raum er in sich seinem ehrlichen, mutigen und liebevollen Ausdruck gab und in Einklang mit der Seele handelte, umso mehr Fasern seines Lichtbündels begannen zu leuchten.

Und eine Einweihung war nun etwas sehr Kostbares. Sie fügte nämlich eine weitere, ganz neue Glasfaser hinzu, die vorher überhaupt nicht da gewesen war! Ich selbst hatte nach meinen Einweihungen immer deutlich einen Reifeschub nach vorn erfahren, sie halfen mir sehr. Und daher konnten Barbara und ich auch El Morya schon so leicht um Hilfe bitten.

Nun wartete ich also in der Küche, bis Marlene sich von den Gefühlen und Eindrücken lösen konnte, die sie während der Einweihung erfahren hatte. Schließlich kam sie aus dem Meditationsraum, bedankte sich und meinte, die Energien wären sehr hoch gewesen und sie hätte sie auch ganz stark fließen gespürt. Und dann fragte Marlene unvermittelt:

„Aber sag, wer war denn der kleine Kerl neben mir?“

Mir schwante schon, was käme. „Wie sah er denn aus?“ fragte ich zurück, „etwa 60 cm groß, blaue Jacke, grüner Hut?“

Sie nickte.

„Theo!“ schimpfte ich vorwurfsvoll, an den imaginären Kobold gewandt. „Was fällt dir ein! Du hattest in diesem Raum nichts zu suchen!“

Und dann bat ich Marlene, mir mehr darüber zu erzählen. Was sie dann tat: Während der Einweihung gab es eine Passage, wo El Morya seine rechte Hand auf die linke Schulter von mir legte und ich meine auf die linke Schulter von Marlene (nur in der Vorstellung). Und da hatte Marlene neben sich eine Stimme gehört:

„Und dann legst du deine rechte Hand auf meine linke Schulter.“

Sie sah sich um, wo die Stimme herkäme, und da saß rechts neben ihr der Kobold und grinste sie an. Unschlüssig, was zu tun sei, schaute Marlene hellstichtig zu El Morya rüber und der sagte kurz angebunden:

„Schick ihn weg.“

Und das machte sie dann auch. Ich hatte davon nichts mitbekommen. Marlene kannte meine Filzpuppe natürlich noch nicht. Und dass auch Marlene hellsichtig war, verblüffte mich nun sehr, und ich dachte: Ja, war denn alle Welt hellsichtig, nur ich alleine zu trottelig dafür? Nun wurde mir jedenfalls zum zweiten Mal die objektive Realität von Theo bestätigt. Diese Realität konnte von anderen „gesehen“ werden, während ich sie stattdessen irgendwie in Filz umsetzte. Und nicht zu vergessen, dass sich diese Realität gedanklich in meinem Kopf einmischte.

Ich hatte mir den kleinen Kerl ja vorsichtshalber schon gleich zu Anfang ins Gebet genommen, was die Verhaltensregeln bei mir betrafen, also keinen Unfug machen, denn das hätte mich zu sehr an meinen Schuldienst erinnert und wäre für meine Nerven Gift gewesen. Ich machte um Kinder nämlich seither einen großen Bogen, ich hielt deren Gequirle nicht mehr aus. Und bisher hatte Theo sich auch dran gehalten. Es musste also ein großes Bedürfnis bei ihm vorliegen, eingeweiht zu werden, so dass er das Risiko einging, mit mir Ärger zu bekommen. Als Marlene gegangen war, wandte ich mich fragend an El Morya, dessen Präsenz ich noch im Raum spürte. Und ich erfuhr, dass der kleine Kobold seine eigene spirituelle Entwicklung vorantreiben wolle, dass er auch reifer sei als die meisten anderen Kobolde und dass ich ihm eine Einweihung geben könne, allerdings eine eigens für Kobolde bestimmte. Damit würde er dann immer wieder in seine Welt zurückkehren können und dort ein großer Meister sein. El Morya gab mir den genauen Wortlaut dieser Einweihung durch und ich schrieb sie mir auch auf, für alle Fälle, wer weiß. Und dann nahm ich den Kobold bzw. stellvertretend die kleine Kobold-Filzfigur und weihte sie genauso ein. Es sah aus, als würde Theo danach strahlen vor Glück. Ich mochte ihn auch immer mehr, er war mir ans Herz gewachsen, auch wenn mir die ganze Geschichte gleichzeitig ziemlich verrückt vorkam. Das konnte ich nun doch niemandem mehr erzählen. Wer würde mir das glauben? Aber insgeheim gefiel es mir auch, das war doch besser als dieses Wassergespräch, nun konnte ich wenigstens ab und zu bei den anderen aus meiner esoterischen Szene mitreden, und die sahen und hörten doch so viel mehr.